

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 27 — Sonntag, 7. Juli 1935

Im Alter

Wie wird nun alles so stille wieder!
So war mir's oft in der Kinderzeit,
Die Bäche gehen rauschend nieder,
Durch die dämmernde Einsamkeit,
Kaum noch hört man einen Hirten singen,
Aus allen Dörfern, Schluchten weit
Die Abendglocken herüberklingen,
Versunken nun mit Lust und Leid
Die Täler, die noch einmal blitzen,
Nur hinter dem stillen Walde weit
Noch Abendröte an den Bergesspitzen
Wie Morgenrot der Ewigkeit.

Eichendorff.



Liebe alte Tante Anna!

Von Joachim Lange.

Liebe alte Tante Anna, wir haben dich heute zu deiner letzten Ruhestätte geleitet und dir drei Hände Erde in die Gruft nachgeworfen, über die sich bald ein grüner Efeuheckel wölben wird. Nun sinkt die Dämmerung, ich wandere noch ein wenig im Wald hinter dem Friedhof umher und lasse dein bescheidenes, kleines Leben, dein selbstloses, dein gesegnetes Leben an mir vorüberziehen. „Und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Ja, so ist es.

Erinnerst du dich noch — entweder war es auf einer der alljährlich fälligen Familienfeiern oder auf einer der nicht weniger häufigen Hochzeiten — erinnerst du dich noch der Rede, die Onkel Hans einmal auf dich gehalten hat, Onkel Hans, das schwarze Schaf und das Genie der Familie? „Martha, — du warst schön!“ begann er bei Tante Martha, „Dora — du warst schön!“ ging er weiter, „Emma, du warst sehr schön!“ und so fort die lange Tantenreihe herunter, bis er zu dir kam: „Anna — du warst nicht schön! Aber ...“ Und nun folgte, in unser Gelächter hinein, das von deinem Lachen, liebe alte Tante Anna, gutmütig übertönt wurde, nun folgte aus dem Stegreif jener rauschende Lobgesang auf dich, jener schöne und tiefe Dank des kleinen Bruders (eines der vielen kleinen Brüder) auf die große, mütterlich sorgende Schwester. Und wir hoben dir alle unser Glas entgegen und tranken auf deine Gesundheit.

Nein, eine Schönheit warst du wohl nie, liebe alte Tante Anna. Ich habe dich ja nur gekannt, als du schon bei Jahren warst, aber wenn ich mir deine Jugendbilder in den Familienalben betrachte, kann ich keine besonderen Veränderungen bemerken. Die Nase spitz und lang, die Wangen hager (mit den bei dir besonders tiefen Familien-„Kuten“), die Lippen dünn und ohne Schwung, die Schultern eckig — du mußt damals schon genau so ausgesehen haben wie heute, wie vor einer halben Woche. Aber du hattest doch auch damals schon deine sanften, guten Augen. Und ich möchte wetten, du trugst schon vor sechzig Jahren dein komisches schwarzes Kopothütchen, das mit einem Gummiband unter dem Haarknoten befestigt war, und das mir immer wie ein Teil deiner selbst erschienen ist.

Liebe alte Tante Anna, du warst die älteste von sechzehn oder siebzehn Geschwistern, und als das jüngste geboren wurde, standest du bereits in den Zwanzigern und hattest längst verheiratet sein können. Du bist ledig geblieben — seltsam blinde Männer muß es zu deiner Zeit gegeben haben — du, die gesegnet war mit allen Gaben der Mütterlichkeit. Aber bist du deshalb eine alte Tante geworden? Keineswegs, nur eben eine alte Tante; deine Mütterlichkeit fand Gelegenheit genug, sich zu betätigen. Du hattest keine Kinder bekommen — aber du hattest unzählige Kinder, bis in dein höchstes Alter. Großvater, überhäuft mit städtischen Ämtern, Großmutter, dauernd ans Wochenbett gefesselt, um mit den ein wenig despektierlichen Worten von Onkel Hans zu reden — hatten sie Zeit, sich um ihre vielen heranwachsenden Kinder zu kümmern? Du tatest es, du zogst die „Quaden“ und die „Jöhren“ auf, du überwachtest ihre Schularbeiten, und wenn deine glücklicheren Schwestern auf die Bälle

und Vergnügen der kleinen Stadt gingen, saßest du noch mit einem Korb voll Strümpfen unter der Petroleumlampe. Aber so ist es wohl gekommen, daß die Männer dich übersehen haben: sie sahen dich ja nie. Du warst die Wochempflegerin fast aller deiner Schwestern und dann deiner Nichten, der richtigen und der angeheirateten — wirklich, du hafftest ohne weiteres die Hebammenprüfung ablegen können. Ein Kind krank, die Eltern verweist — du kamst mit deinem schwarzen Hütchen und deiner bestickten Reisetasche, und alles war gut. Hast du nicht erst mit einigen Sechzig deine erste Reise unternommen, nicht nur so einen Rutsch zu Verwandten, wo du dir doch bloß selber Arbeit gemacht hättest, sondern eine richtige Erholungsreise? Hast du nicht damals erst, silbern das Haar, gichtkrumm die Finger, zum ersten Mal in deinem Leben die Berge gesehen?

Liebe alte Tante Anna — eigentlich haben wir dich ja nie so genannt. Wir nannten dich „Tante Annchen“ und „Tante Anneken“ und „Tante Anning“ und, wenn wir keck waren, „Tante Anita“ und, wenn wir sehr keck waren, „Tante Anitra“, gerade als wollten wir damit ausdrücken, wie tief wir dich in unsere jungen und sonst nicht allzu tantenbegeisterten Herzen geschlossen hatten. Tante Selma blieb immer Tante Selma. Liebe

alte Tante Anna, du sagtest „Der Apfelmus“ und „Der Thermometer“ und „Tapezierer“ sprachst du „Tappssier“ aus; du warst in der Astronomie nicht so bewandert wie Tante Selma, die alle Entfernungen im Weltraum weiß; du konntest bei Familienfesten nicht Cercle halten wie die gesellschaftlich so außerordentlich gewandte Tante Meta; du warst nicht beinahe einmal in den Reichstag gekommen wie die so verteuelt gescheite Tante Paula — aber du warst uns allen die beste, die gütigste, die zärtlichste, die liebste Tante.

Liebe alte Tante Anna, mit deinen Brüdern und Schwestern bist du grau und weiß geworden. Eine zweite Generation ist von dir zu Männern und Frauen aufgewachsen: wir, die kaum übersehbare Schar deiner Nefen und Nichten. Nun haben deine alten Augen noch die Glieder einer dritten Generation gesehen: unsere Ersten. Und wenn sie, von denen die ältesten sogar schon bald aus der Schule kommen, wenn sie einmal groß geworden sind und selber Kinder haben, werden sie ihre Jungens und Mädels an deinen grünen Efeuheckel führen und werden ihnen erzählen von ihrer alten Großtante Anna, die immer ein gutes Wort und ein Stückchen Kuchen für sie hatte. Und eher wird dein Gedächtnis nicht verlöschen.



Alte Frau

Foto Barteky (Bavaria-Verlag, Gauting vor München)

Die Konstruktion

Köbes war Quartaner und außerhalb der Schule ein hiesiger Bursche. Er kannte etwas von Auto und Motoren, überhaupt von Mechanismen, und wollte Ingenieur werden. Darüber war er sich, so schien es, seit seiner Geburt klar gewesen. Und wirklich, er hatte etwas los. Sogar schöpferische Ideen hatte er los. Deshalb hatten die Sekundaner ihn Ddy getauft, hergeleitet von Ddysseus, dem Erfindungsreichen. Und sie hatten recht. Wir werden schon sehen.

Auch in gewissen Zweigen der Literatur war Ddy zu Hause. Von den zur damaligen Zeit bekannten 42 Karl-May-Bänden, die er der Reihe nach mit Namen nennen konnte, hatte er trotz seines jungen Alters schon vierzehn gelesen. Manche hatte er zweimal gelesen, manche dreimal. Vieles war darin, was ihn nachdenklich machte, besonders, wenn es sich um ausgelegte Verfahren handelte. So interessierten ihn weder die Gastnabe noch der Marterpfahl sonderlich, aber eine andere Methode, Menschen zu quälen und ihnen Geheimnisse zu entlocken, interessierte ihn mächtig: Man binde — nach Karl May — den Delinquenten fest an, bringe vor allem seinen Kopf in absolut unüberwindbare Lage, schere eine Stelle des Kopfes bligblank, befestige einen kleinen Wasserbehälter, eine Konstruktionsbüchse zum Beispiel, und lasse das Wasser durch eine winzige Öffnung tropfenweise (was schon von selbst einen ganz bestimmten, periodischen Rhythmus ergibt) auf die fahle Kopfstelle herabfallen. In kürzester Frist wird sich der Mann bedingungslos ergeben müssen, wenn er es nicht vorzieht, wahnsinnig zu werden. Das war eine Sache. Das war Methode. Das war ein Mechanismus.

Köbes fuhr täglich mit der Eisenbahn zum Gymnasium. Die Eisenbahn und ihr Milieu sind ein treffliches Objekt für künftige Ingenieure. Köbes fand rauschenden Beifall. Es entstand folgende Konstruktion:

Durch das Gepäcknetz wurde eine braune Schnur gezogen, so daß sie an beiden Seiten herausging. Durch kleine Schlaufen, die in die Wand geschlagen wurden, führte man das eine Ende ganz in die Ecke des Abteils, so daß die Schnur praktisch, das heißt, für Uneingeweihte, unsichtbar war. An dem anderen Ende, das frei aus dem Gepäcknetz hing, befestigte man eine kleine Pfeilspitze, die, wenn man sie von der Ecke aus hochzog, so in dem Geflecht des Netzes saß, daß auch sie für harmlose Reisende nicht entbehrbar war. Nach den ersten Versuchen ergab sich, daß der Reibungswiderstand im Netz und an den Schlaufen größer war, als die Pfeilspitze zu überwinden vermochte. So wurden an den Reibungsstellen noch flache und abgerundete Führungsflächen nötig, die am nächsten Tage eingebaut wurden. Dann klappte es wie — eben wie am Schnürchen.

Ddys Eisenbahnzug war in der Gymnasialstadt beheimatet und hatte dort Start und Ziel. Meist fand er lange vor der Abfahrt auf dem Bahnsteig bereit. Das machte die Sache ohne Schwierigkeiten durchführbar: man brauchte nicht erst auf eine besonders günstige Gelegenheit zu warten. So saßen die Verschwörer am ersten Tag des Erntefalles schon zeitig in „ihrem“ Abteil und hielten alle Plätze bis auf einen besetzt. Die Apparatur wurde noch einmal ausprobiert, der Konstrukteur selbst saß in der Ecke am Steuer, es ging wie der Teufel.

Kurz vor der Abfahrt kam ein Herr mit einer Mappe herein, ein stiller Herr mit offenem Gesicht, so in den vierziger Jahren, und sah sich um. Natürlich setzte er sich auf den Platz, der ihm zugewiesen war, nachdem er vorher den Hut ins Regal gelegt hatte. Der Zug fuhr los. Die Jungen unterhielten sich angeregt über die kommenden Fußballwettkämpfe, zwei von ihnen hatten rote Köpfe vor Erregung, der Herr las die Zeitung. Plötzlich ging es rud-zud, die Pfeilspitze saß wieder oben in ihrem Nest. Dabei sagte Köbes: „Ist das ein Sauwetter heute!“ Der Herr griff sich an den Kopf, blinnte nach oben, blinnte um sich, die Jungen beachteten ihn nicht, der Herr beugte sich wieder über die Zeitung. Da ging es von neuem rud-zud, und Köbes sagte aus seiner Ecke: „Es muß bald Vollmond sein.“ Diesmal griff der Herr sich nicht an den Kopf, er sah sich um und lächelte ganz freundlich und liebenswürdig, und während er einen nach dem anderen aufmerksam und vergnügt ansah, sagte er: „Ach, Jungens, das ist ja wirklich eine nette Sache. So ähnlich haben wir es früher auch gemacht. Aber, nicht wahr, es ist jetzt genug, und ihr probiert es das nächste Mal bei einem anderen.“ Das wirkte wie eine Bombe, die die Verschwörer erschlug, daß sie das Maul aufsperrten und keimten ein Wort gelang. Selbst Köbes kriegte einen roten Kopf und sah konsterniert in die Luft. Das freundlich-gelassene Entgegenkommen ihres Opfers, sein überlegenes, augenwinkendes Verständnis, hatte sie mit einem Schlag entzaubert. Sie waren wie vor den Kopf gehauen, ratlos und verlegen, und kamen erst wieder langsam zu sich. Heute schwört Köbes darauf, daß der Herr nicht einmal von den Tatern, geschweige denn von der Konstruktion die leiseste Ahnung gehabt habe, daß sie sich auf den ersten Anblick schmählich hatten überbumpeln und überbumpeln lassen.

Mit dem neuen Tage kam neuer Mut und neuer Tatendrang. Wieder lagen sie zeitig in Erwartung eines Opfers. Wieder saß Ddy am Steuer. Diesmal kam ein älteres, nervöses Männchen herein mit Kneifer und steifem Melonenhütchen. Ohne die Melone abzunehmen, setzte er sich quersittend auf den Platz, indem er den Kopf senkte und über die Augengläser weglah; dann packte er umständlich und hüftelnd ein Buch aus der Manteltasche und begann zu lesen. Die Jungen unterhielten sich mächtig, es rud-zud, mit einem leichten, hohlen Klang, und Köbes sagte: „Wär es doch mal erst Samstag!“ Das Männchen fuhr nervös auf, hustete, nahm den „Höller“ ab, beah ihn lange und nachdenklich, blinnte um sich, setzte hüftelnd den Höller wieder auf. Keiner hatte eine Miene verzogen, keinem war etwas aufgefallen, keiner hatte den Mann auch nur angesehen, alle waren eifrig mit irgendwas beschäftigt, es war wie im Frieden. Da ging es rud-zud, und Köbes leuchtete aus der Ecke: „Morgen haben wir einen schweren Tag!“ Der Alte fuhr auf, hustete und blinnte nach oben, nahm den Höller ab, beah ihn, beahste ihn von innen, beahste ihn von außen, schüttelte den Kopf, daß der Kneifer wackelte, legte den Höller wieder auf. Er senkte den Kopf wie ein Stier vor dem Angriff und blinnte über die Augengläser hinweg von einem Reisegefährten zum anderen. Nicht ein einziger würdigte ihn mindeste Beachtung. Die Jungen unterhielten sich, sie waren augencheinlich in better Laune — in fast ausgelassener Stimmung, das war das Recht der Augen. Mit einem stoßweisen, nervösen Husten machte der Alte sich wieder an seine Lektüre. Da ging es rud-zud, und Köbes sagte: „Heute gibt es bei uns Erbsenuppe!“ Der Alte geriet ganz außer sich, er riß häßlich die Melone vom Kopf und brummte, wild um sich sehend, Unverständliches in die Luft. Sein Gegenüber, der lange Sekundaner Gerd, beugte sich verwundert vor und fragte freundlich interessiert: „Was meinen der Herr?“ Die spontane Stille, die eintrat, die vielen Augenpaare, die den

Alten jetzt erkannten, fragend und beharrlich auf Gerd nahmen, brachten ihn vollends aus aller Fassung. „Ach, ach“, räusperte er sich, „was ist das doch, es rächnet doch wohl mit hier rein?“ „Nun, wer weiß“, zweifelte Gerd, „das ist schon son Sach bei so alten Bagen“, stand auf und machte sich an den Luftklappen zu schaffen. „Sooso“, machte er befriedigt, „jetzt ist es aber dicht.“ Der Herr dankte mit lebhafter Verzücktheit, und die anderen begannen, im Chor auf die Reichsbahn zu schimpfen, die noch ihre ältesten Kisten aus dem Altschrott hervorholte, um sie auf dieser Strecke zum Brach zu fahren. Das Männchen nickte beifällig mit dem Kopf, steckte den Höller auf und begann wieder zu lesen. Da ging es rud-zud und Köbes sagte: „Was das doch wieder regnet!“ Jetzt sprang der Alte auf, wie von einer Tarantel gestochen, er hatte einen glühenden Kopf, die Augen flackerten wild hinter den Augengläsern, und halb zornig, halb verzweifelt brummte er: „Das macht einen ja verrückt!“ Die Hand, in der er wieder den Höller hielt, zitterte, und er guckte ängstlich auf das Gepäcknetz über seinem Kopf. Harmlos und unschuldig saß dort das braune Kugelhörnchen zwischen den braunen Schnüren, und es muß bezweifelt werden, ob das Männchen es gesehen hätte, selbst wenn es über die Augengläser geguckt hätte. Da geischt das Unglück. Köbes mußte niesen, und da er den linken Arm bei seinem Nebenmann eingeklemmt hatte, führte er häßlich, ohne Gedanken, nach Gewohnheit und Instinkt, die rechte Hand an den Mund und ließ dabei die Struppe los. Bums, fiel die Pfeilspitze vor den Augen des Alten herunter auf die Bank und verbreiterte um sich jäh's Entsetzen. Butterrot, mit weit aufgerissenen Augen und heftig zitternd, sah der Alte um sich. Er griff nach der Schnur und zog sie, während er mit freisprung hervortretenden Augapfeln aufmerksam um sich sah, langsam herunter. So kam er auf den Ursprung der Bewegung, und sein Blick blieb wütend auf dem Täter haften. Der sah da, mit einem hilflos verlegenen Lächeln, das um ein wenig Verständnis für den schönen Witz zu bitten schien. Aber das Gesicht des Alten war ganz Zorn, Wut und Rachebuck, in den Augen standen Haß und Feindschaft, und der Kneifer wackelte von dem Jittern des Kopfes aufgeregt auf der Nase. „Vämme!“ sagte er mit Ueberzeugung und fügte mit eindringlichem Pathos, das klang wie die verberbernde Weisung eines Propheten, hinzu: „Wir werden uns wiedersehen!“ Damit zog er die Schnur vollends aus dem Netz und ließ sie in seiner Manteltasche verschwinden. Köbes aber und seine Spießgesellen räumten, da der Zug hielt, fluchtartig das Feld, um sich zu gestreuen und sich ein knappe's Alibi zu verschaffen.

Am nächsten Morgen hatte Ddys Neuzug eine nicht geringe Wandlung erfahren. Schillertragen und Sporthohe waren verschwunden, statt dessen trug er eine gewöhnliche Hose, Schillertragen und Krawatte. Die Brille, die er sonst nur zur Naharbeit

Rudolf Presber:

Jugendkonstruktion

(Aus meinem Leben)

„Oh, schilt' das gold'ne Jugendalter nicht — der Kopf ist reich, allein das Herz ist gut“, mahnt Grillparzer. Gewiß hat er recht. Aber die Reifezeit des Kopfes, will sagen, die der Entschlüsse, Urteile und Bewegungen hat zu allen Zeiten solche Glücklichen mit dem guten Herzen und dem reichen Kopf in Reifezeiten verewidelt.

Ich hatte gerade nach einem mich selber überausenden starken Erfolg meines ersten Novellenbuchs einen großen Roman geschrieben. Meinen ersten. Und hatte die Kühnheit, das noch nicht ganz vollendete Manuskript einem befreundeten Verlag zu zeigen. Man fand es dort gut und amüsiert; und da man gerade in der Zeitschrift nach einer allzu ersten Erzählung Bedarf für einen humoristischen Roman hatte, so nahm man das unvollendete Manuskript an und begann vertrauensvoll zu drucken. Ehe ich die letzten Kapitel — die nur im Entwurf gezeichnet waren — überhaupt geschrieben hatte, davon erzählte ich lachend einem meiner älteren Freunde, der die Stütze in kalten ziehenden meinte: „Wenn Dir's da nur nicht geht wie der Wilhelm von Hiltner!“ „Wieso“, fragte ich, „wie ist's denn der, übrigens sehr talentvolle Tochter der Witte-Becker ergangen?“ — „Weißt Du das nicht? Die hat doch — ja, in welcher Zeitschrift war's denn nur? — hat doch einen ihrer gern gelesenen Romane erscheinen lassen. Blödsinn! Nach der zwölften Fortsetzung mußte die Zeitschrift die höchst peinliche Notiz an der Spitze des Unterhaltungsbeils bringen: „Wegen schwerer Erkrankung der Verfasserin dieses Romans können die letzten Kapitel erst in späteren Nummern gebracht werden.“ Ach, du lieber Himmel — vom Augenblick dieser Mitteilung an schwante ich Mut. Ich stellte mir immer vor: Du wirst krank, du kriegst Diphtherie, im Hals gequält hat's mich schon, oder der Blinddarm muß heraus, und du und die Zeitschrift, ihr habt die Blamage davon, kein Mensch druckt dich mehr... Und dabei fiel mir eine tatsächlich erlebte Geschichte ein:

Eine junge, aber schon vielgelesene Zeitung hatte kurz ehe ich ihr Feuilleton-Redakteur wurde, ein Romanpreis ausschreiben veröffentlicht. Neben viel Schund und Unbrauchbarkeit lief ein ungemein fröhliches Manuskript ein, flott und frisch geschrieben und voll sprudelnder Handlung. Als gemein-lesten Kapitel waren noch nicht fertig geschrieben. Als gemein-lesten Verfasser zeichneten zwei Heidelberger Kandidaten der Philosophie. Es war gewiß nicht richtig, aber das Preisrichter-kollegium fand den Roman viel lustiger und besser als alle bisher eingereichten und prämierte ihn. Man begann auch allseits zu drucken, nachdem man mit den Verfassern vereinbart hatte, daß sie neben dem Preisgeld für das bereits Gelerbte für jeder der weiteren noch nötigen Fortsetzungen des reich zu beendenden Romans ein Honorar von zehn Mark erhalten sollten... Und was geschah? Die Fortsetzungen liefen pünktlich ein. Aber — die Figuren des Romans bekamen in der Zeit, die in neue Schicksale verewidelt wurden, und die Kinder liebten sich wieder untereinander, intrigierten gegeneinander, kamen in Zank und Haber — und ein Ende war nicht abzusehen... Da mußte schließlich der Feuilleton-Redakteur, mein Vorgänger, nach Heidelberg schreiben, wenn jetzt nicht die und die Hauptpersonen in der dritt nächsten Nummer, ge-torben oder mit guter Begründung nach Amerika abgehoben seien, so sehe er sich gezwungen, vor Beginn des neuen Quartals den Roman selbst zu beenden... Die Erinnerungen aber an diesen Roman, der aus sehr begreiflichen Gründen kein Ende fand, und das Schicksal der Frau von Hiltner, die übrigens damals wieder gesund wurde und das gute Ende selber schrieb, gingen nun mit mir um; ich bin schließlich nervös und fast krank geworden. immer in der Furcht, ich falle in schweres Fieber

benötigte, sah jetzt beharrlich und ununterbrochen auf der Nase, das Haar, das sonst glatt nach hinten gekämmt war, war mit viel Mühe und Pomade gescheitelt, und die dunkle Gesichtsfarbe, die rötlichen Wangen, waren mit Puder durchgemacht, und so waren sie nach bestem Wissen und Vermögen auf die drohende Katastrophe vorbereitet, als sie mit gemischten Gefühlen und banger Ahnung im Herzen in die geheiligten Hallen des Gymnasiums einrückten.

Wirklich begann schon in der dritten Stunde der Hausmeister mit dem „Schwarzen Buch“ zu rennen und brachte von Klasse zu Klasse die Hiebepost, den wohlbekannten, abgründig hinterhältigen Satz: „Die Schüler der Strecke nach K. versammeln sich um 12.30 Uhr in der Reservelasse!“ Die Lehrer in den Klassen, die den Satz vorlasen, kommentierten ihn mit teils tragisch schweren, teils ironischen, teils feierlich lustigen, aber allemal bejorgnisregenden Bemerkungen, und in allen Klassen sah man die Schüler der Strecke nach K. interessiert fragend, amüsiert und mit unverkennbarer, mit Schadenfreude gemischter Bewunderung an. Die Schüler der Strecke nach G. waren heute wieder einmal die Felden des Pennals, aber es ist eine Schmach und Schande, daß Heroismus ohne Tragik nicht bestehen kann...

Die um 12.30 Uhr in der Reservelasse versammelten Schüler der Strecke nach K. erhielten Besuch vom Direktor des Gymnasiums und — in dessen Begleitung — vom Männchen mit dem Höller. Neben der gewichtigen, überlegenen Haltung des äußerlich sehr repräsentablen „Chefs“ wirkten die zappelige Aufregung und Nervosität des kleinen Alten ebenso erheiternd wie milde-erregend und beruhigend auf die Angehörigen. Es gab da einerseits das Männchen seinen feinen gestrigen Reisegefährten mit Sicherheit wiedererkennen konnte, da andererseits die Schüler jede Bekanntschaft mit ihrem Anführer entschieden in Abrede stellten, wohingegen sie aber zu verstehen gaben, daß in dem Abteil, von dem die Rede war, nach ihrer Erinnerung Schüler der Gewerbeschule gefahren seien, also infolge solcher Komplikationen gab es eine sehr langwierige und ergebnislose Inquisition, die, wie es scheinen mußte, zu völliger Unfruchtbarkeit verdammt war.

Indessen hat es zu allen Zeiten, selbst in den idealsten Gemeinschaften, einen Judas gegeben, der um materieller Vorteile willen über und Menschen verläutete. Hier genügte schon die leere Drohung des Direktors, alle Schüler der Strecke nach K. einzulippen, wenn nicht Farbe bekamt würde, um einen zum Verräter werden zu lassen. Indessen die anderen saß plätschen vor hochender Wut, übergab er, feig und flüchtig, Köbes und seine Mitarbeiter dem unverständigen Arm der herrschenden Gewalt. Köbes, der Erfindungsreiche, der Konstrukteur, wurde zu vier Stunden, alle übrigen, die Unproduktiven, die Ganblanger, wurden zu zwei Stunden harter verurteilt, das Korpus delicti wurde konfiszieren.

Keinen amtlichen Charakter erlangte jenes Urteil, das im Augenblick des Verrats von allen Beteiligten übereinstimmend und stillschweigend über den Verräter verhängt wurde. Um so eindringlicher und ausführlicher gestaltete sich seine Vollstreckung.

oder in Geistesverwirrung, ehe ich das letzte Kapitel dieses Romans geschrieben habe...

„Oh, schilt' das gold'ne Jugendalter nicht! Ach, manchmal ist's doch zu schelten. Man — ich sage „man“ und meine mich; aber ich will mir's durch Verallgemeinerung leichter machen — man ist in seinen Ansätzen zuweilen recht leichtsinnig. Man weiß nicht, wie ein tausendmal gebrauchtes Wort einen, den's trifft, erschüttern oder auch unglücklich machen kann. In meiner Vaterstadt Frankfurt am Main, wo ich mir als Feuilleton-Redakteur die ersten Sporen verdiente, lebten damals unter vielen medizinischen Kollegen zwei würdige ältere Ärzte. Sie hatten beide sehr wohlklingende, auch in der Frankfurter Familienchronik gutangehörte Namen. Nennen wir sie hier: Doktor Neumann und Doktor Köbes. Beide waren, wie man sagte, nicht allzu eng befreundet. Doktor Köbes hatte eine beträchtliche Praxi. Doktor Neumann hingegen trug noch zwar angegrauten, aber erfreulichen Haarwuchs. Da las ich zufällig in einer medizinischen Zeitung, daß der Doktor Neumann ein ausgezeichnetes Mittel gegen den Haarausfall erfunden habe. Und da in Frankfurt damals im Theater und in Musik-salonzen eine erfreuliche Anzahl Gläser im Parkett geschliffen wurde, so beah ich in einer meiner Wochenplaudereien, die mit Versen geschmückt waren, die „Rettingstalt“ des geachteten Württembergers Neumann. Unglücklicherweise verewidelte ich — gänzlich absichtslos und nur aus jugendlichem Leichtsin — die Namen der beiden Mediziner. Meine Wut befrängte augen-zwinkend den Doktor Köbes, der diese Erfindung ganz fern stand und wie gesagt selber eine Glase hatte. Diese unbeachtliche Mißfata geschah in einer Nummer am Samstagabend.

Am Morgen des Montags sah, leichenblau vor Aerger, der Doktor Köbes schon in meinem Redaktionszimmer, als ich es betrat. In begreiflicher Entrüstung fürzte die Flut seiner Vorwürfe über mich hin. Ich habe ihn lächerlich gemacht, schrieb er. Seine Patienten lachten über ihn, seine Familie häßelte ihn. Das verrückte Haarwuchs habe doch nicht er, sondern der — unter uns — ein bißchen absonderliche Neumann erfunden... Ich entschuldigte mich, so gut ich's konnte. Und versprach heute in der Abendnummer Berichtigung zu bringen. Als ich so kurz nach halbzwei Uhr noch schweißtreibend die erste naive Seite des Abendblattes besam, äußerte der neben mir stehende Metteur: „Es kommt doch nix mehr, Herr Doktor, was noch auf die dritte Seite müßte?“ — „Nein, Meister Tudi.“ Das heißt — das Blut rieg mir vor Schred in den Kopf — „ja, ja! Sie müssen doch noch Platz für eine kleine Notiz schaffen. Es muß eine Berichtigung...“ Während der die Metteur, sonst ein gemüthlicher Wiener, neben mir von einem Fuß auf den anderen tänzte vor Ungebuld und leise schimpfte: „Ja, hält denn das nit früher kommen können...“ schrieb ich mit stiegender Feder die paar Zeilen der versprochenen „Berichtigung.“

Am nächsten Morgen, als ich meine Redaktionsstube betrat, sah, totenblau vor Aerger, wieder der Doktor Köbes in meinem Zimmer. In höchster Entrüstung fürzte die Flut seiner Vorwürfe über mich hin. Ob denn meine Bosheit und Lüge keine Grenzen kenne? Oder ob ich verrückt geworden sei?! Und er zeigte mir die blau angeballte Notiz auf der dritten Seite des gestrigen Abendblattes. Da hatte ich Unglücksmeinich — die Namen zum zweitenmal verewidelt.

Daß der brave alte Herr mich, dessen Herz zwar gut, aber dessen Kopf verdammt reich war, damals nicht geohreigt hat, mag entweder in der tiefinnersten Güte seines Gemüts seinen Grund haben oder damit zu erklären sein, daß ich schließlich wesentlich jünger und kräftiger war.



Um Neuss herum

Mit Auto, Photoapparat und guter



Laune zum Landkreis

Zwischen den Schühenseffen

Daß wir in den letzten Wochen vor guter Laune fast über-
gelaufen sind, als wir Sonntag für Sonntag mit Auto und
Photoapparat den in Massen auftretenden Schühenseffen
nachgefahren sind, werden Sie, liebe Leser, schon gemerkt
haben. Und daß wir uns nun nach diesen Tagen lauter Freude
einmal eine bejüngliche Stunde leisten, das machen Sie doch



Weiße Rosen

gewiss einmal gerne mit. Eigentlich sollte die Fahrt weiter gehen,
aber als wir so die Rülchenlandstraße hinuntergondelten, da
entdeckten wir nicht weit von Neuss entfernt auf einmal hinter
einem Meer von Rosen ein schönes Haus, das derart zum Ver-
weilen einlud, daß wir nicht widerstehen konnten. Und fah-
ren wir nun einmal hindurch, sind wir in diesen häuslichen Frieden
eingedrungen und wir haben dort soviel zum Schauen gefunden,
daß wir bestimmt noch einmal hin müssen, wenn das Wetter
das Verweilen im Hause verlockender macht als es an diesem
heißen Tage der Fall war.

Noch sind die Tage der Rosen

Mein Fahrtgenosse fing, als er die Pracht sah, gleich an zu
singen: „Noch ist die blühende, goldene Zeit“ und behauptet
dann zum Schluß, daß noch die Tage der Rosen sind. Das
stimmt eigentlich nicht ganz, denn bekanntlich ist der Juni der
Rosenmond. Aber so genau nimmt die Natur es nicht, wie wir
feststellen konnten. Rot und weiß und gelb leuchtete es von den
Büchen, von den Hoch- und Halbkämmen, in allen Farb-
abstufungen, und der Duft legte sich auf den Gärten süß
und berauschend. Dichtes Gerauch von Kletterrosen gewährte reizvolle
Durchblicke auf das Haus selbst. Vom nahen Dorf her klangen
die Töne des vertrauten Schühenseffes, aber diesmal war
der Wunsch nach Ruhe und Aus-
spannung stärker als alle Lockungen
des Festes.

Man kann über Blumen schrei-
ben als Botaniker. Dann
zählt man die Blütenblätter und
die Staubgefäße, stellt die Na-
men fest und nennt lateinische
Namen. Man kann sich aber
auch als Laie freuen über die
Herrlichkeiten des Gartens, die
der Himmel selbst geschaffen, die
er uns darbietet als eine
liebliche Gabe. Die Rose
nimmt eine Sonderstellung ein,
denn hier hat sich der Gärtner die
Natur untertan gemacht und
hat durch Züchtung die Königin
der Blumen geschaffen, mit der
dichten Fülle ihrer duftenden
Blätter.

Die Rose duftet unter jedem
Namen, das ist richtig, aber der
Züchter hat von Alters her die
schönsten Bezeichnungen gefunden,
mit denen er die Sorten unter-
scheidet. Tausende von Arten
sind so im Laufe der Jahrtausende
entstanden, und immer neue
entstehen, da es vor allen Dingen
darauf ankommt, die wider-
standsfähige Rose zu züchten,
die nicht den Angriffen durch

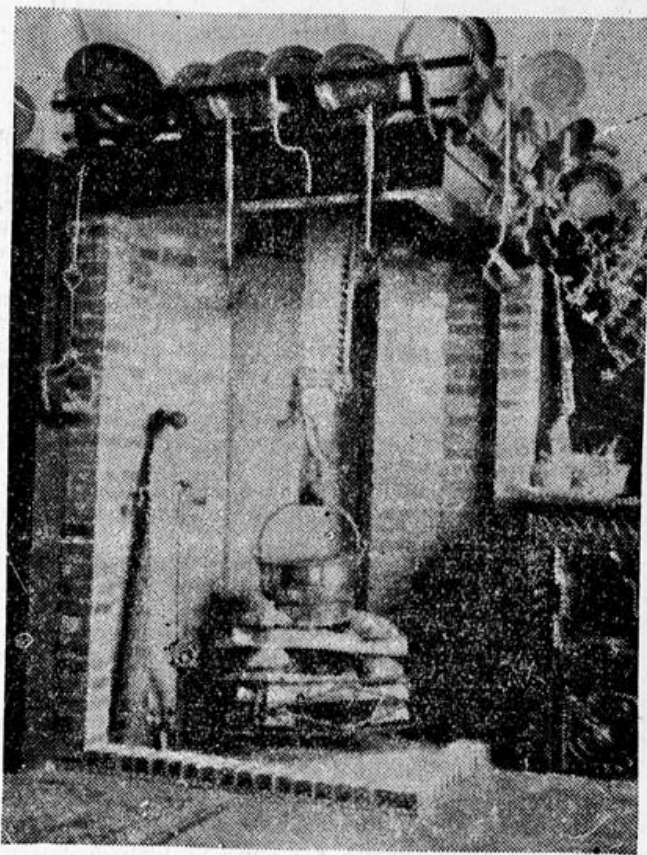
Krankheiten allzuleicht zum Opfer fällt. Auch hier gibt es eine
Mode, die immer wieder andere Arten mit anderen Farben
zu ihren Günstlingen erklärt. Wir hören uns nach den Namen
um und müssen feststellen, daß uns kaum ein deutscher Name
genannt wird. Da ist die berühmte „La France“, die allerdings
heute weniger gezogen wird, da ist die langstielige dunkelrote
„Etoile de Hollande“, die rosa „Madame Caroline
Testant“, die gelbe „Goldene Daphne“, die weiße „Kaiserin
Auguste Viktoria“, da hören wir den Namen „Barthäer“
und finden darunter eine Rose von zartrosa Färbung. Wir
stellen dann auch gleich wieder die Wahrheit des Sprichwortes
fest, daß keine Rose ohne Dornen ist. Das ist allerdings an diesem
Sonnennachmittag nicht bildlich zu verstehen, zumal die
Hausfrau noch Erdbeertorte vom Schühenseff her hat.

Unser Gastgeber ladet uns in sein Haus, und hier erleben
wir eine neue Ueberraschung. Möbel und Hausrat aus unserer
Uräter Tage füllen die Räume. Der Zeitbegriff schwindet
hier und wenn uns eben im Garten noch Rosenkräucher und
Beden von der Landstraße mit jagenden Autos und Fernlaut-
sagen als Ausdruck unserer Zeit trennten, so sind wir jetzt mitten
darin

in vergangenen Jahrhunderten

Man möchte geneigt sein, hier das Wort „Museum“ oder gar
„Heimatsmuseum“ zu verwenden, wenn dieser Begriff nicht
etwas von einer Begräbnisstätte, wenn auch erster Klasse an
sich hätte. Was Handwerker in einer Blütezeit der Kunstfertigkeit
in unserer Heimat an Möbeln und Hausrat geschaffen, das hat
unser Gastgeber mit Bienenfleiß gesammelt. Und alles was hier
steht erfüllt seinen Zweck. Schränke und Truhen in alten
anheimelnden Formen, gefüllt mit Geschirren wie sie damals
gebraucht wurden, wieder lebendig geworden in einer Wohnung,
die nicht nur paradiert, sondern ihren Zweck erfüllt. Mit Stolz
erzählt uns der Besitzer, wie er als junger Handwerker, der
beruflich in die abgelegenen Winkel unzähliger Häuser kam,
vor 35 Jahren mit seiner Sammlung begonnen hat. Verkauft
und unansehnlich haben die meisten dieser Gegenstände irgendwo
gestanden, als vergessenes und doch so wertvolles Familiengut.
Wie gering oft solche Dinge geachtet werden beweist, daß er
sogar verschiedene Teile vom Schutthaufen
retten mußte. So eine bemalte Tabakdose
aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts,
ein Zeuge alter Töpferkunst, dann einen herr-
lich geschnittenen Meerschammpfeifenkopf,
bei dessen Anblick man unbedingt an das
Gedicht denken muß „Gott grüß euch Alter,
schmeiß das Pfeifen?“ Ein Pfeifenkopf,
auf den sein Besitzer sicher nicht minder stolz
gewesen ist, wie bejaugter Alter auf seinen
echten „Türkentopf.“ Von Wandbrettern und
Wandlenkbildern altes Zinngeschirr, da sehen
wir irdene Vasen, Krüge und Kannen,
selbst der Tisch an dem wir sitzen, imponiert
durch das ehrwürdige Alter von einigen
Jahrhunderten und dort an jenem gewaltigen
Eichenstisch mit den geschweiften Pa-
rodischen Füßen einst die Mönche im Refek-
torium eines nahen Klosters gesessen. Selbst
der Raminde fehlt nicht und der große Kessel
am verstellbaren Aufhänger und all die dazu
gehörigen Gerätschaften. Es ist eine gemüt-
liche Ecke, an der sich selbst im Sommer gut
sitzen läßt, da er keine Wärme zu spenden
braucht und das Feuer nur durch einige elek-
trische Glühbirnen unter einem Holzstoß dar-
gestellt wird.

Ach sitze dann in einem hohen Lehnstuhl
aus poliertem Aufbaum, ein echter Groß-
mutterlehnstuhl aus der Zeit des Nieder-
meier, wir schauen hinaus aus dem Fenster
in die Rosenpracht und darüber hinweg in
die Weite. Dahinter hebt sich dunkel der Strei-
fen von Bäumen ab, die längs der Straße wachsen.



Die Raminde



Blick aus dem Fenster

Und da ist auf einmal die Verbindung hergestellt, zwischen
dem alten Hausrat hier drinnen, dem Garten und dem Heimat-
lande, das sich weit hin erstreckt. Alles ist so still geworden
und draußen könnten all die Männer und Frauen wieder ein-
hergehen, die längs auf den Friedhöfen der nahen Dörfer
ruhen.

Nur der Streifen einer modernen Landstraße durch-
schneidet traurig dieses Bild und erinnert uns daran, daß wir
im 20. Jahrhundert leben, daß wir Menschen geworden sind,
die nicht mehr los können von dem Tempo, das diese Landstraße
ausdrückt, und daß solch eine Stunde wie wir sie zwischen der
Jagd nach den Ereignissen des Tages verleben durften für uns
eben nur eine stille Feierstunde bedeutet.

Wir fahren wieder heimwärts. Hinten hebt sich das Raster
empor über die Häuser unserer Stadt, rings um uns ist Meise,
Erfüllung eines vollen Sommers. Es ist die Stimmung, wie sie
sich in Schöndach-Carolaths Gedicht wieder spiegelt:

„Ein Weg durch Korn und roten Alee,
darüber der Lerche Singen,
das stille Dorf, der helle See,
süßes Wehen, frohes Klingeln.“

Es wagt das Korn im Sonnenbrand,
darüber die Gloden schallen.
Sei mir gegrüßt, mein deutsches Land,
du schönes Land vor allen.“

Auf Wiedersehen liebe Leserinnen und Leser, bis zur nächsten
Fahrt, irgendwo um Neuss herum.

Liebig.

Aufnahmen: W. Pfeifer, Neuss.



Das Haus hinter Rosen

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

Von Karl Ey

(17. Fortsetzung.)

XIII.

Wir machen eine Zeitung!

Willy Pipp, ein Kapitel für sich.

Als mir Willy Pipp in Blantyre seine Abneigung gegen ein weiteres Leben im Busch mit den Worten begründete, das sei, kein Dasein für einen gelehrten Buchdrucker, hatte er einen Vogen um die reine Wahrheit gemacht, denn Pipp hatte weder das Drucker- noch das Setzerhandwerk richtig erlernt, sondern wußte nur die Launen unserer eigenwilligen Schnellpresse so gut zu befehligen, die Matern so glatt auszugleichen und die Vogen so geduldig anzulegen, daß er von allen Branchen des Druckerbetriebs eine handfeste Ahnung erworben hatte und in einem 1-PS-Betrieb als Faktotum unentbehrlich war.

Pipp verstand sich an der Presse und am Setzkosten, er wurde jedem lesbaren Manuskript gerecht und hatte uns außerdem in Hamburg die wertvollsten Dienste als zäher Kassierer ausstehender Rechnungen und Verleugner der Geschäftsleitung geleistet, wenn sich ein Gläubiger im Vorraum zeigte.

Pipp verstand es auch, Aufträge hereinzubekommen und Kostenanschläge im „polnischen Vogen“, wie er Vausch und Vogen zu nennen pflegte, ziemlich richtig zu berechnen. Nur mit einer Sache haperte es bei ihm; er stand nämlich auf einem ewigen Kriegsfuß mit seiner Muttersprache. Plattdeutsch redete er zwar wie geschmiert, aber im Hochdeutsch wandte er das „Mir“ und „Mich“ weit eigensinniger und legerer an als das „Mein“ und „Dein“ im Geschäftsleben.

In Südwest versuchte er der Kundschaft dadurch gerecht zu werden, daß er kurz und sachlich beschloß, eine Woche lang „mir“ und eine Woche lang „mich“ zu sagen, so daß sich sein Liebhaber des einen oder anderen Falles benachteiligt fühlen konnte.

Pipp hatte sich in dem Jahre, in welchem er hier allein das „Terrain“ sondierte, recht herausgemacht. Nicht nur der flotte Laden legte von seinem mächtig erwachenden Geschäftssinn Zeugnis ab, auch der kleine Mann selbst war das Bild eines selbstbewußten Menschen geworden, worauf er ja auch durchaus Anspruch hatte. Ein kleines Bäuchlein behüte sich unter dem schneeweißen Hemd, Bügelfalten verdeckten die natürliche Krümmung seiner Beine, und ein breiter Pilzhut beschattete sein fest gebräuntes und strahlendes Gesicht.

Die Firma „Druckerei Germania Ltd.“ hatte Pipp so gar eintragen lassen. Auch wegen der Herausgabe eines Wochenblattes hatte Pipp schon sondiert. Es schien überall Interesse für ein Lokalblatt zu bestehen und die Behörden hatten schon in Aussicht gestellt, daß sie uns amtliche Anzeigen als bezahlte Inserate zukommen lassen würden.

Das Kind braucht einen Namen.

An die Herausgabe des Blattes wagte sich aber Pipp nicht heran, obwohl ich bestimmt nichts dagegen gehabt hätte, bereits eine „Germania“ in vollem Betrieb vorzufinden. Wohl aber hatte Pipp sich schon mit Entwürfen für den Zeitungstypus beschäftigt.

Hierbei war seine Großzügigkeit wieder einmal herrlich an den Tag getreten. Er zeigte mir den Abzug eines Kopfes, der in massigen Lettern lautete:

Tageblatt Germania

Deutsches Zentralblatt für den Kupferbezirk
das ehemalige Deutsch-Südwest und das gesamte
Afrika.

„Na, Pipp“, meinte ich, „haben wir nicht den Mund etwas zu voll genommen? Zentralblatt für den Kupferbezirk ist in Ordnung. In Südwest gibt es aber auch schon Blätter. In Windhut, in Lüderigbucht und in Swakopmund, die wahrscheinlich zentraler sind als wir. Und ganz Afrika wollen wir unsere Geheimnisse doch auch nicht erzählen. Das muß dann also wohl weg!“

„Aber sonst macht es sich doch recht nett!“

„Bis auf „Tageblatt“. Wir wollen doch nur einmal in der Woche erscheinen.“

„Aber „Tageblatt“ hört sich doch wesentlich besser an. Können wir im Kopf nicht einfach schreiben: „Erscheint täglich mit Ausnahme der Wochentage?““

Endlich waren wir uns darüber einig, das Blättchen kurz und schlicht „Germania“, mit dem Untertitel „Deutsches Wochenblatt in Südwest“ zu nennen, tüchtig in Romanen und Feuilletons zu machen und zu versuchen, auch in anderen Teilen des großen Landes Abonnenten zu gewinnen.

Nächste Woche sollte die erste Nummer erscheinen. Ich entwarf eine Vorankündigung, die wir durch Boys im Bezirk und durch gefällige Wadnarbeiter auch an ein paar Eisenbahnstationen verteilen ließen und gingen an die Arbeit.

Geldgrube?

Ich habe in meinem Leben schon an vielen Zeitungen gearbeitet. Als blutjunger Anfänger redigierte ich ein Nachorgan für Todesfälle in Pittsburg, ich war Reporter an der unternehmendsten Zeitung der Welt, dem „New York Journal“ gewesen, hatte dem Redaktionsstab großer Hamburger Blätter angehört und war sogar eine Zeitlang einmal Vöhrer und Redakteur eines Blättchens in Kentucky gewesen, wo wir statt des kleinen „o“ immer eine Null setzen mußten, weil mein Vorgänger die kleinen „o“ in seiner Wüste als Schrot verschossen hatte.

Aber überall, wo ich tätig gewesen war, hatte ich immer einmal über die Schulter gucken und von der Konkurrenz lernen können. Das gab es hier in Südwest leider nicht. Den schon bestehenden Blättern konnten wir niemals ernsthafte Konkurrenz machen. Wir mußten Neu-

land besackern und eben sehen, wie wir mit unserer „Germania“ fertig wurden. Manchmal, wenn ich unter der kleinen elektrischen Birne in dem Büro zwischen Laden und Drucker die Matrizen auf ihre Verwendungsfähigkeit prüfte, hatte ich die böse Vorahnung, daß diese „Germania“ vielleicht einmal denselben Weg gehen würde wie unser gleichnamiges Motorboot auf dem Nassasee.

Die verpuffte Sensation.

Während wir die erste Nummer unserer Zeitung vorbereiteten, kam schon ab und zu ein Nachbar in den Laden, um sich nach dem merkwürdigen Geräusch zu erkundigen, das aus unserer Drucker drang.

„Wir drucken unsere neue Zeitung“, erklärten wir dann stolz, und der Frage brumnte etwas Unverständliches, kauft sie ein illustriertes Blatt aus Deutschland und zog wieder ab.

Dann kam der Moment, wo ich das erste noch druckfertige Exemplar der „Germania“ in den Händen hatte und kritisch betrachten konnte. Es sah recht sauber aus, aber das kam in erster Linie auf Pipp's Konto. Redaktionell gefiel mir das Blättchen dagegen ganz und gar nicht, und das war nicht allein meine Schuld. Wohl prunkte eine unerhörte Neuerung im journalistischen Südwest, ein Roman „unter dem Strich“, wohl lockten einige Rätsel zum Zeitvertreib, wohl waren ganze Spalten mit Nachrichten „Aus aller Welt“ gefüllt, aber diese Nachrichten waren rund zwei Jahre alt.

Gewiß, es war auf dem engen Raum von zwei knappen Seiten allerlei zu lesen. Allerdings, aber so gut wie nichts aus Südwest, und vor allem aus unserem Bezirk. Da war nur der Wetterbericht der meteorologischen Station in Tsumeb, da war der dünne Fahrplan der Dampfbahn, da konnte man schließlich lesen, daß im „Rüst Wismard“ ein musikalischer Abend des Sängervereins stattfinden sollte, da waren alle Minutirunden einzeln aufgezählt — aber dann war es auch aus.

Immerhin, ein neues Ortsblatt mußte doch in dieser Gegend so etwas Sensation machen. Pipp und ich gingen daher, nachdem die Blätter den Verteilern übergeben waren, von Lokal zu Lokal, von Hotel zu Hotel, um die Wirkung der Sensation zu beobachten.

Es war eine große Enttäuschung. Die Leute in den Bars sprachen vom Wetter und beachteten unsere neue Zeitung überhaupt nicht; auf der sonnigen Straße weichen die dünnen Blätter zerfahnen im Wind herum; in der Burenbar wickelte die dicke Wirtin gerade eine Glasche Brandb in die „Germania“.

Die erste Nummer war ein glatter Verfall gewesen, das ließ sich nicht leugnen. Aber sie war schließlich in 500 Exemplaren im ganzen Bezirk verteilt worden. Die Leute wußten, daß sie jetzt ein Lokalblatt hatten, und was wir tun konnten, war jetzt nur noch: abwarten und Tee trinken.

Letzteres besorgten wir mit einem Schuß Rum im Hotel. Es saßen noch drei Herren aus dem Ort an unserem Tisch, die mich sofort auf den mir nur zu gut bekannten wunden Punkt aufmerksam machten: Landes- und Bezirksnachrichten. Das war es, was dieser Distrikt

haben wollte. Unterhaltungssstoff fanden die Leute hier genug in den reichsdeutschen Blättern und Zeitungen. „Bitte“, sagte ich verdrießlich, „Herr Wismard, Sie sind doch ein alter Bürger dieses Ortes; erzählen Sie mir doch einmal, was die Leute hier freudig oder träge!“ „Erfreuliches kommt leider nicht in Frage“, meinte der Kaufmann, „und Ärgerliches gibt es viel zu viel. Darüber schimpft man wohl, aber das will man doch nicht in der Zeitung lesen.“

Briefe aus der Heimat.

Und doch liefen bereits in den nächsten Tagen mehrere Zuschriften ein, die dafür sorgten, daß die nächste Ausgabe schon stärkeren lokalen Charakter zeigen würde. Und zwischen diesen Zuschriften aus der engeren und weiteren Umgebung, ja selbst aus dem Süden des Landes, aus Gibeon und Keetmanshop, befanden sich auch zwei Briefe aus Deutschland, die Pipp und mich persönlich angingen.

Pipp erbrach seinen Brief mit der ungelenten Adresse, der aus Hamburg adressiert war, tief feuerrot an, meinte dann aber, halb verlegen, halb freudig:

„Denke dich, Karl, sie kommt! Sie schreibt mich, daß es in Hamburg zu langweilig ist. Sie will hier bei mich bleiben. Sie hat ihr Geschäft verkauft und bringt noch siebentaufend Mark mit!“

„Wer, Pipp?“

„Meine Frau, meine Karline. Sie ist schon auf dem Wasser und trifft in einer Woche mit der „Adolf Boer- mann“ in Walvischbai ein. Was nun, Karl?“

„Einen ausgeben, Pipp! Was sonst? Wir müssen eine kleine Vorfeier veranstalten. Mensch, ich bin froh, daß du nun nicht hier ganz allein zu sitzen brauchst, denn ich, lieber Pipp, habe ab nach Deutschland!“

„Du wirst mich auch nicht besser! Warum denn das?“

Wir kommen hier doch ganz schön in Gang!“

„Ich habe auch Nachrichten aus Deutschland“, sagte ich, und schlug auf meinen Brief. „Drüben hat sich manches geändert für Deutschland und für mich. Ein alter Freund aus der Heide schreibt mir, daß sie drüben bald jeden Mann brauchen werden. Und etwas Geld habe ich auch wieder, mein Amerikabuch hat eingeschlagen. Ja, Pipp, du hast recht. Was nun?“

Dann machte ich einen anderen Brief aus Groot-

fontain auf und rief immer lustiger aus:

„Noch eine erfreuliche Nachricht, Pipp! Das blonde Glück vom Nassasee, die nette Hennu Nemann, hat unsere Ankündigung gelesen und schreibt, daß es ihr auf der Waterbergfarm, wo sie Erzieherin von vier Söhnen ist, recht langweilig wird. Ich hatte ihr doch damals, als sie auf der Queen Trübsal blies, gesagt, sie könne vielleicht bei uns eintreten, wenn wir die Zeitung perfekt hätten. Das war zwar nur so eine Redensart, aber Hennu nimmt uns beim Wort. Abirgen ist der Gedanke gar nicht so dumm. Ich muß zurück nach Deutschland, das steht fest, und Hennu kann dann für dich die Zeitung redigieren und im Laden helfen.“

(Fortsetzung folgt.)

BLICK IN DIE WELT

Krach um Schiffe.

Dieser Tage spielte sich eine Gerichtsverhandlung in einer schlichten kleinen Stadt ab, die sich durch ihre Originalität auszeichnet. Es handelt sich um drei Schiffe, die der Besitzer der Rhinburg aus einer alten Völlerkanone abfeuern ließ, um die Geburt eines Stammhalters zu feiern. Mithäufige Nachbarn suchten in diesen Kanonenschüssen einen Grund zum Krieg und zeigten den jungen Vater an. Da der Vurg- herr aber nachweisen konnte, daß solche Salutschüsse jahrhundertalte Tradition in seinem Hause seien, da die Völlerkanonen nicht unter Waffengebot stehen und überhaupt nur leicht geschossen wurden, lehnte ein einschüßlicher Gerichtshof die Klage ab und die Zuhörer hatten etwas zu lachen.

Frauen auf Briefmarken.

Die türkische Regierung, die in den letzten Jahren durch ein Gesetz nach dem anderen ihren Frauen die Freiheit verschaffte, die die Weltlichkeit anderer zivilisierter Staaten auch genossen, lud zum April seine internationalen Frauenkongress zusammen, der seine Stimme über die Fortschritte der Frauenemanzipation in der Türkei abgeben soll. Tausend Vorbereitungen wurden getroffen, um den Kongress würdig aufzunehmen. Nicht zu den geringsten Ehrentagen gehören die beiden Briefmarkenserien, die zu diesen Tagen herausgegeben wurden. Es handelt sich um Serien, die allein der Frau und ihrer Bedeutung gewidmet sind, das erstemal, daß eine derartige Idee durchgesetzt wurde. Die eine Serie zeigt die Frau in ihrer Tätigkeit (Lehrerin, Stenotypistin, Fliegerin usw.), die andere Serie zeigt die Köpfe weltberühmter Frauen (Selma Lagerlöf, Jung- gebirg, Madame Curie usw.).

Die Kage erbt.

Die Redensart „... für die Kage“ muß entschieden gewandelt werden, wenn es möglich ist, daß eine Kage Millionärin und Steuerzahlerin wird. Wie das möglich ist? Nun, eine reiche Kalifornierin, die ihre Kage über alles liebte, hinterließ ihr im Testament eine Farm im Werte von 300.000 Dollar und ein ansehnliches Vermögen dazu. Anlaßweise bestimmte sie als Pflegerin der Kage ihre alte Dienerin, die, solange die Kage lebt, ein hohes monatliches Gehalt bezieht. Damit setzte sie

jemanden ein, der sich für das Leben und die Rechte der Kage interessiert, was auch bitter nötig ist, denn von den zurückgesetzten Verwandten wurden bereits mehrere Attentate auf das Leben der reichen Kage verübt.

Er färbt die Haut!

Die japanische Jugend hat den recht unreifen Ehr- geiz, ihre Rasseabzeichen aufzugeben und sich dafür die helle Haut, die blonden Haare, die blauen Augen der Fremdlinge anzuschaffen. Mit den Haaren ist das nicht so schwer, aber mit der Haut ist es schon eine andere Sache. Rubern und Schminken allein tut's nicht. Aber da hat Professor Dr. Noguchi dem Vernehmen nach ein Verfahren erfunden, eine Flüssigkeit, die man der Haut einspritzt und die die Haut dauerhaft zu färben imstande ist. Dr. Noguchis Kunst geht so weit, blaue, grüne, violette Töne hervorrufen zu können; aber so viel verlangt man gar nicht, man wünscht nur etwas weniger gelb zu sein. Ob die Behandlung gesundheitsschädlich ist, steht noch dahin, aber es haben sich dessenungeachtet zahlreiche junge Mädchen zur Verfügung gestellt, die das Risiko gern übernehmen wollen, wenn nur eine Aussicht besteht, den Teint so zu bleichen, daß eine amerikanische Lady nicht zarter sein kann.

Vögel als Ozeanflieger.

Wenn wir Menschen den Ruhm für uns in Anspruch nehmen, den Ozean auf dem Luftweg bezwingen zu haben, so können wir vielleicht stolz sein auf die Wähe, die es uns gekostet hat, gewaltige kunstvolle Maschinen zu konstruieren, auf die Geduld, die Jahrtausende nicht verzweifelte — aber die ersten Ozeanflieger sind wir nicht. Man flog vor einigen Wochen in Schottland einige See- möwen, deren Fußringe Markierungen einer amerika- nischen Vogelwarte aufwiesen. Und es ist nicht anzunehmen, daß sie die einzigen und ersten Vögel sind, die den Ozean überflogen haben. Ohne Maschine, ohne Motor, ohne Kompaß flogen sie, aber man bereite ihnen keine großen Empfänge, und nirgends würdige eine Zeitung sie und ihre Leistung. Allerdings werden menschliche Flieger dagegen einwenden, daß ihre ge- fiederte Konkurrenz nicht ohne Zwischenlandungen geflogen sei, ja, es gibt manche unter diesen zivilisierten Vögeln, die sich unserer Überfedampfer einiac Taac als Beförderungsmittel bedienen ...

Schiffe in Not

80 Jahre deutsches Rettungswesen zur See
Heldentaten des Alltags

Im Jahre 1865 wurde in Bremen die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger gegründet. Heute zählt die Gesellschaft fast 40 000 Mitglieder, an allen deutschen Küsten unterhält sie Rettungstationen. Tausende treuer Helfer stehen ihr in den Bootsbefahrungen zur Verfügung, unzählige Male gingen sie in See, um gefährdete Kameraden vom Tode zu erretten. Fast 5500 Menschen verdanken diesem Liebeswerk ihr Leben.

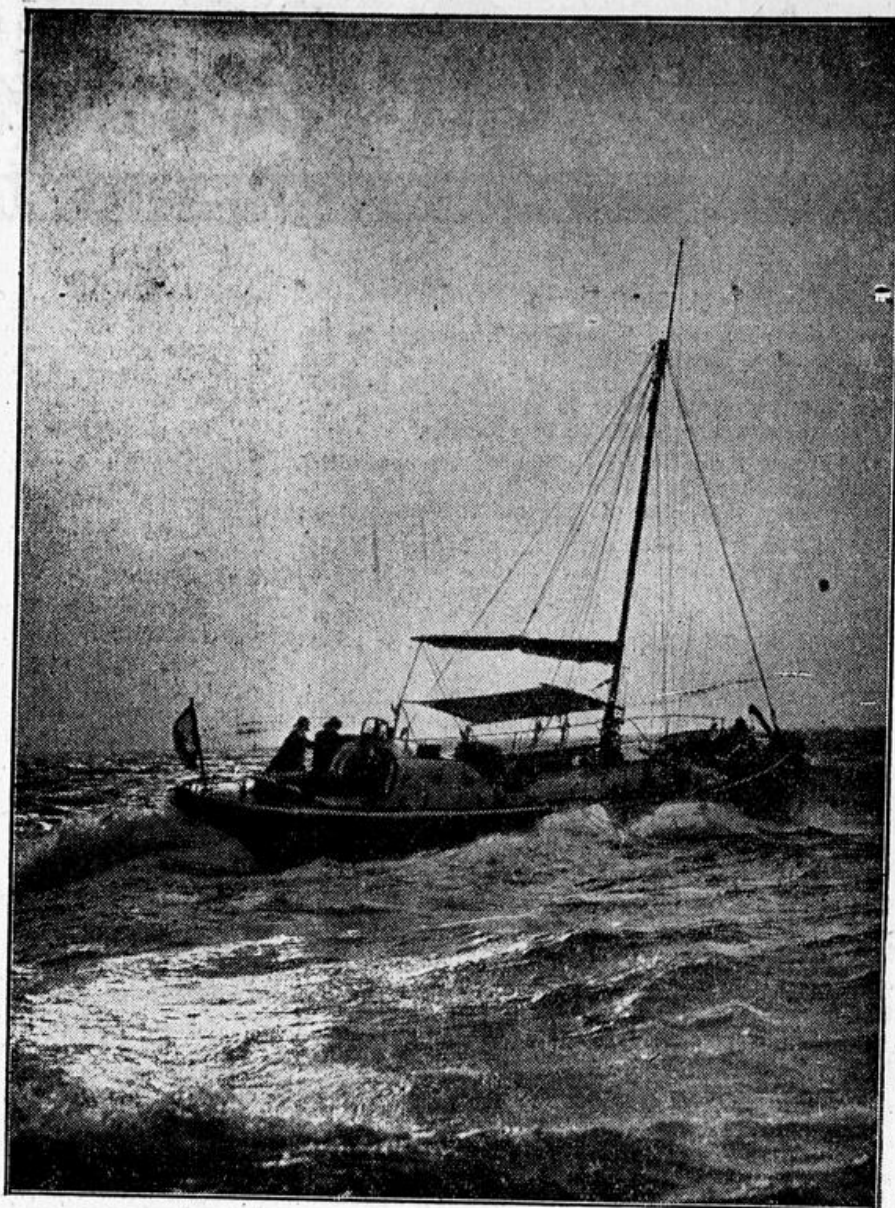
Sturm heult über der Nordsee. Der Nordwest jagt das Wasser zu hohen Bergen auf die Küste zu. Dort überflutet es das Vorland und frisst an den Deichen. Die See ist ein Chaos, ein Wirbel der schwarzen, grünen Wogen und des weißschäumigen Schaumes. Tief hängen die Wolken über dem Wasser, die Möwen sind landwärts verschwunden.

Versegt liegt die See. Seit Tagen schon weht es unerbittlich von Island herunter. In der Elbmündung liegen die großen Dampfer vor Anker und warten besseres Wetter ab. Der Seemann ist furchtlos, aber er fordert das Schicksal nicht heraus. Wenn man diesen Herrentest durchschauen könnte, dann würde man draußen die Feuerzeuge sehen, wie sie von der Wucht der Wassermaffen hochgeschleudert werden und wieder in tiefe Täler versinken. Sie sind die einzigen Schiffe, die draußen ausharren, um ihren Kameraden den Weg zu weisen. Selbst die Lotsendampfer liegen in der Elbmündung.

Sind sie allein draußen? Auf Elbe I beobachtet die Wache schon seit längerer Zeit im Westen ein Schiff, das in diesem Wetter Kurs auf die Elbmündung hält. Schwer

mannschaften eilen zu den Booten, Pferde folgen, werden vor die Bootswagen gespannt, und im Galopp eilen Wagen und Mannschaften zum Strande. Die Pferde gehen in die hochgehende See nur widerwillig. Sie müssen ... Die Bootsbefahrung sitzt bereits auf den Dächern, die Riemen in der Faust, andere Männer stehen in den peitschenden Wogen, um das Boot vom Wagen gegen den Wind und die See zu drücken. Die Riemen schlagen ins Wasser. Noch sind Sturm und Wasser stärker. Der Mann am Ruder feuert seine Kameraden immer wieder an ... Jetzt geht es toll um Joll vorwärts. Hochgeschleudert wird die Ruchschale, hinuntergedrückt in das tobende Element. Aber die Männer halten die Riemen in den Häften. Der Mann am Ruder drückt die Nase des Bootes gegen die See. Hinter ihm wird an einem kurzen Stod die weiße Flagge mit dem roten Kreuz vom Sturm zerzaust ...

Schiff in Not ... Sobald der Ruf an eine der 117 Rettungstationen ergoht, tun die Männer, die Nächstenliebe an ihren Platz getrieben hat, ihre Pflicht. Von den 117 Stationen sind 102 mit Booten ausgerüstet;



Mit hoher Fahrt nähert sich das Boot dem Wrack.

und die Ruderrettungsboote fast ganz durch solche ersetzt; das deutsche Rettungswesen ist in seiner Entwicklung gehemmt worden, weil die notwendigen Mittel fehlten. Erst jetzt kann die Gesellschaft wieder mit starker staatlicher Unterstützung rechnen, und so darf man hoffen, daß in absehbarer Zeit das deutsche Seerettungswesen nicht nur durch die Dichte der Stationen, den vorzüglichen Geist der Besatzungen, sondern auch durch die Aktionsweite seiner Motorboote vorbildlich wird.

in sechs Stunden, vielleicht aber erst nach zwölf Stunden, wird es mit den Geretteten in Cuxhaven einlaufen.

Vorher muß es mit dem Wrack eine Leinenverbindung herstellen, immer in Se-



Auf einer Lafette wird das Rettungsboot von Pferden in das Wasser gezogen.

rollen die Seen über das Heck und überdecken das ganze Schiff, so daß oft die Brücke verschwunden ist. Der Kapitän nimmt Wasser über, daß es einen erbarmen kann. Wenn da noch alles heil an Bord ist, soll es mit einem Wunder zugegangen sein. Muß doch schon tagelang diesen Sturm hinter sich haben. Von den Aufbauten dürfte manches zum Teufel gegangen sein, nicht zu reden von den Booten!

Der Wache auf Elbe I sind solche Augenblicke nicht neu. Der Mann weiß, daß die Nordsee manche Stürme erlebt hat, die alle vorübergehen. Aber bei diesem Wetter möchte er nicht von der Gnade der Maschine abhängig sein. Und doch steht er ohne Unterbrechung nach dem Schiff, wie es aus den Wellen heraussteigt, so daß man die rote Bodenfarbe sieht, und wie es wieder in das schwarze Nichts versinkt.

Bis er auf einmal vor dem Schornstein des Dampfers das Rotzeichen ausmacht ... Schiff in Not ...! Die Wache meldet dem Kommandant: Schiff in Not ...! Der Kommandant läßt den Telegraphen spielen. Schiff in Not ...! Der Telegraph alarmiert die Küste ...! Schiff in Not ...!

Von den 117 Rettungstationen — soviel hat die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger im Laufe der 80 Jahre ihres Bestehens gegründet, ausgerüstet und bemannt — war jede in diesen Sturmtagen in Alarmbereitschaft. Der Ruf „Schiff in Not“ trifft keine Station unvorbereitet. Die Motoren der großen Motorrettungsboote sind bereit zum Anwerfen. Die Tore der Bootshäuser an den Küsten von Vorkum bis List, von Labö bis Rimmerstatt sind geöffnet, die Boote stehen ausgerüstet auf den Wagen die Raketenapparate vorbereitet, die Mannschaften, meist Fischer in dem Ort an der Küste, wo eine Rettungstation errichtet worden ist, haben Seesack, Mantel und Hut griffbereit liegen, immer bereit, den Alarmruf zu vernehmen.

Nicht bei schönem oder weniger schwerem Wetter, vielmehr aber bei diesem Sturm ergoht der Ruf vergeblich. Die Rettungs-

15 weniger wichtige Stationen haben nur die Raketenapparate, dagegen 61 Bootstationen neben dem Boot einen Raketenapparat. Von den 102 Rettungsbooten der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger sind etwa 30 Motorboote und davon nur vier oder fünf, die als gedeckte Stahlboote selbst bei schwerem Wetter größere Seestrecken zurücklegen können. Im Gegensatz dazu haben andere Länder, so England und Holland, den Wert der festfähigen Motorrettungsboote wohl erkannt



Im Führerstand des Westerland-Motorrettungsbootes anguß Nebelthau.



Raketenalarmieren die Rettungs-mannschaft.

Photos (4): Scherls Bilderdienst.

fahr, von den hohen Seen gegen das Wrack geschleudert zu werden. Man versucht es mit einer Handpistole, die eine Leine gegen das Schiff schleudert. Der Schuß war vergeblich, die Leine wird von der Glut geschluckt. Der Raketenapparat wird bereitgemacht, um die Leine zu werfen. Da reißt eine Woge das Boot vom Wrack zurück. Es ist schwer genug, den Bug gegen die See zu halten, obgleich beide Motoren laufen. Auch der Raketenapparat verfehlt. Da gelingt der Leinenwurf mit dem Corbeschen Gewehr. Klatschend fliegt die Leine auf das Schiff, wird gepackt ... Die Leinenverbindung ist hergestellt. Wenn es gut geht, wird die Hosenboje jeden einzelnen Mann herübertragen, wenn nicht, müssen sie an der Leine ins Wasser springen! Wie lange werden die Retter mit Rasmus um jeden Mann der Befahrung kämpfen müssen? — — —

Die Männer von den Rettungsstationen arbeiten um Gotteslob; sie schlagen der guten Tat zuliebe ihr Leben in die Schanze, um den Kameraden in der Seenot beizustehen. In den 80 Jahren brachte mancher Retter sein Leben dar. Kurt Wintler.

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

4. Fortsetzung.)

Fernanda eilte sofort nach Vier 7, obwohl sie sich sagen mußte, die Wahrscheinlichkeit sei viel größer, daß der spanische Matrose zu der Befragung des „Don Ubaldo“ gehörte. Aber schließlich konnte ja auch ein norwegischer Segler einen spanischen Matrosen beherbergen.

„Mels“ war ein schmaler Dreimaster, Fernanda ließ sich beim Kapitän melden. Kaum hatte der lange, blaue Seemann ihre Frage gehört, als er herausplätzte:

„Es ist noch keine halbe Stunde her, daß ein Landsmann von Ihnen — denn daß Sie Deutsche sind, merke ich an Ihrer Aussprache — mit der gleichen Frage zu mir kam. Ob einer meiner Matrosen eine Geige erworben hat? Ich habe auf meinem Schiff — Gott sei gebant — keinen Geigenvirtuosen.“

Fernanda bedankte sich für die Auskunft und ging. Ihr Weg führte sie erneut zum Hafenamt. Der junge Beamte war angenehm überrascht, als er Fernanda erneut eintreten sah. Diese schöne Ausländerin gefiel ihm.

Bald wußte Fernanda alles Wissenswerte von „Don Ubaldo“. Der Segler war mit einer Ladung nach Tripolis unterwegs. Er konnte vielleicht Anfang Januar in den Libyschen Hafen einlaufen.

Auf dem Wege zu ihrem Hotel beschäftigte Fernanda die Frage: Seit wann wußte der Mann mit der Brille von der Existenz der übrigen „Papier-Jäger“?

Auf diese Frage sollte sie schon in den nächsten Stunden Antwort erhalten. Sie suchte nach dem Abendessen das „Café Royal“ auf. Derselbe Lärm, der gleiche Geruch und die gleichen Rauchschilder wie am Tag vorher empfingen sie.

Als der Kapellmeister sie erblickte, kam er gleich auf sie zugegriffen.

„Wissen Sie, wer gestern nachts mich hier vor der Tür erwartete?“ Und ehe noch Fernanda fragen konnte, „Derselbe Herr mit der Brille, der bereits gestern früh in meiner Wohnung war!“

„Und Sie haben ihm erzählt, daß auch andere nach der Geige suchen?“

Der Kapellmeister nickte etwas schuldbehaftet. Fernanda war sich nun im klaren, woher der Mann mit der Brille wußte, daß nicht nur er hinter dem Papier her war.

„Sagen Sie, Herr Hart“, wandte sich Fernanda an den Kapellmeister, „hatte Ihre Geige irgendwelche besonderen Merkmale?“

„Besondere Merkmale? Ja, am Rücken war ein kleiner, kreisrunder Brandstich.“

„Wieleicht bekommen Sie Ihre Geige bald zurück, Herr Hart. Hoffentlich.“

Ohne eine weitere Erklärung zu geben, verabschiedete sich Fernanda vom Kapellmeister.

Spät nachts kehrte sie in das Hotel zurück und meldete ein Ferngespräch nach Berlin an. Noch ehe eine Stunde verging, war sie mit Direktor Holmes-Smigula verbunden. Die Verhandlung war nicht gut. Fernanda mußte, ob sie wollte oder nicht, beinahe schreien.

Sie berichtete kurz über das bisherige Ergebnis ihrer Nachforschungen. Holmes-Smigula billigte ihren Entschluß, sofort nach Tripolis zu reisen. Sie konnte dem langsamen Segelschiff mühelos zuvorkommen.

Fernanda trat aus der Telefonzelle; sie war furchtbar müde und empfand große Sehnsucht nach dem Bett. Mühsam machte sie instinktiv febril. Sie öffnete die kleine Zelle, die neben der Iaa, aus der sie vorhin mit Berlin gesprochen hatte. Sie prallte mit jemand zusammen. Der Mann versetzte ihr einen heftigen Stoß und stürzte davon. Fernanda taumelte.

Gleich danach sah sie den Mann, der in der Telefonzelle gebotet hatte, mit großen Sprüngen die Treppen nehmen. Es war bereits spät nachts; Treppen und Korridore waren nur noch spärlich erleuchtet.

Fernanda jagte dem Manne nach; alle Müdigkeit war vergessen. Sie hörte seinen leuchtenden Atem; die biden Teppiche dämpften den Schall ihrer Schritte. Der Versetzte bog erneut um eine Ecke des Ganges und war plötzlich verschwunden.

Fernanda verbarste in einer kleinen Nische, die zur Aufbewahrung von Scheuergeräten diente, beinahe eine halbe Stunde, aber nichts regte sich mehr.

Sie suchte ihr Zimmer auf und durchdrachte die Situation. Es unterstand keinem Zweifel, daß ihr Gespräch mit Holmes-Smigula belauscht worden war. Die Frage war nur, wieviel der Hörer von ihrem Bericht aufgeschnappt hatte.

Es war bereits vier Uhr morgens. Fernanda begab sich eilig zur Ruhe.

Fünftes Kapitel.

Im Barcelonener Vorort San Gervasio lag in dem Hauptraum eines hübschen, weißgetünchten Hauses eine kleine Gesellschaft von vier Personen. Die Gruppe „AF“ befand sich jetzt vollständig in der katalanischen Hauptstadt.

An dieser Stelle müssen wir den Schleier über das Wirken dieser geheimnisvollen Gruppe ein wenig lüften. Die vier Personen, die im Augenblick der schönen Oliva Blanche unterstanden — die Führung wechselte häufig —, hatten von ihrem Auftraggeber die Aufgabe zugewiesen erhalten, sich der Erforschung des inzwischen verstorbenen Dr. Abelhausen unter allen Umständen und um jeden Preis zu bemächtigen. Der „Auftraggeber“ der Gruppe war keine Privatperson; es handelte sich um eine

riefige, fast die ganze Welt umfassende Geheimorganisation eines östlichen Staates. So standen der „Gruppe AF“, die sich bereits an anderen Aufgaben bewährt hatte, reichliche Mittel und, tat es not, in jedem Lande hilfreiche Hände zur Verfügung.

Es war für sie nicht ganz leicht, aus dem Lande herauszukommen. Sämtliche Grenzstationen besaßen ihr Signalement. Trotzdem konnte Oliva Blanche, als sie den Aufenthaltsort von Trillart erfahren hatten, am nächsten Abend die Reise antreten. Sie fuhr und gelangte mit Fernanda gleichzeitig in Barcelona an. Oliva eilte direkt vom Flugplatz ins Café Royal.

Ihre drei Genossen trafen erst vierundzwanzig Stunden später in Kataloniens Hauptstadt ein.

„Die Idee, diese Detektivin zu bewachen, war ausgezeichnet!“ rief jetzt Schenk. Ostrog nickte. Während die Blanche und Bauwers sich über Schiffsfahrtspläne beugten, unterhielten sich die andern beiden ziemlich erregt.

„Wer ist aber der Mann mit der Brille?“ Die Frage, die Schenk nicht zum ersten Male aufwarf, beschäftigte sie alle.

„Ich verstehe bloß eines nicht“, sagte Bauwers nach einem tiefen Zug aus seiner Zigarette, „der Mann hat bereits vier Wochen vor uns vom Vorhandensein des Papiers in der Geige gewußt und auch den Aufenthalt des Kapellmeisters gekannt. Warum kam er dann erst vier Wochen später, nur wenige Stunden vor Oliva, zu dem Musiker?“

„Wir brauchen uns vorläufig nicht den Kopf zu zerbrechen“, meinte Oliva Blanche. „Die Geige ist im Moment vor jedem Zugriff sicher. In Tripolis müssen wir die ersten sein!“

Darüber waren sie sich alle einig.

Fernanda erwachte erst am späten Vormittag. Mit einem wahren Varenburger verteilte sie das reichhaltige Frühstück. Strohend vor Lastrast machte sie sich auf den Weg.

Ihr erster Gang führte sie nach dem Hafenamt. An Stelle des jungen Beamten von gestern Abend fand sie einen älteren wortfargen Mann. Ja, er habe auch gestern bis zur Abfertigung durch den jungen Kollegen hier Dienst verrichtet, bestätigte er. Er konnte sich jedoch nicht entsinnen, daß jemand nach den im Hafen ankernden Segelschiffen sich erkundigt hätte.

Fernanda war ein wenig enttäuscht, obwohl eine Erklärung sich leicht finden ließ. Der Mann mit der Brille konnte auch ohne das Hafenamt den norwegischen Segler erforcht haben. Sollte er dagegen von der Existenz des bereits mittags ausgefahrenen „Don Ubaldo“ nichts wissen? Es war nicht sehr wahrscheinlich.

Fernanda begab sich nach dem Paseo del Colón. Sie hoffte, den Fahrer der Autodrolsche Nr. 9683 endlich anzutreffen. Dieser würde ihr bestimmt eine Beschreibung des gesuchten Mannes geben können.

Am Standort der Droschke standen einige Wagen; Fernanda sah sofort, der Gesuchte befand sich nicht unter ihnen. In der Nähe erblickte sie eine Gruppe von Schoffören, die sich scheinbar erregt unterhielten. Fernanda trat an sie heran und fragte nach der Tare Nr. 9683.

Die Männer wechselten in katalanischer Sprache einige Worte. Dann fragte einer spanisch:

„Sie sind wohl Journalist?“

Die Frage überraschte Fernanda. „Nein. Ich habe gestern in der Tare Ihres Kollegen etwas siegen lassen. Können Sie mir sagen, wo ich ihn antreffe?“

Statt der Antwort reichte man ihr eine Mittagszeitung.

„Hier!“, zeigte einer der Schoffören und wies auf einen Artikel.

„Taxishöfner verschwunden spurlos! Ein mysteriöses Verbrechen?“, las Fernanda die fette Überschrift.

Hastig überflog sie den Artikel:

In den frühen Morgenstunden fand ein vorüberfahrender Ausier auf der Landstraße nach Villafraanca del Panadés eine leere, verlassene Autotaxe. Sie trug die Nummer 9683.

Vom Chauffeur fehlte jede Spur.

War das Verschwinden des Mannes mit der Erklärung von Dr. Abelhausen in Zusammenhang zu bringen? Hatte der Mann mit der Brille seine Hand im Spiel? Oder waren die elegante Frau und ihre Spießgesellen in Aktion getreten? Fernanda fand vorläufig keine Antwort.

In Barcelona war ihre Mission beendet. In einem Reisebüro erhielt sie Auskunft über die Fahrtroute nach Tripolis. Da sie es nicht eilig hatte — „Don Ubaldo“ konnte erst Anfang Januar in Tripolis einlaufen —, beschloß sie, den bequemeren Seeweg über Marseille und Tunis zu wählen.

Fernanda kehrte in das Hotel zurück. Als der Portier ihr den Zimmerschlüssel reichte, sagte er verlegen:

„Hier ist ein Brief für Senhorita; er wurde bereits gestern mittag abgegeben.“

Fernanda warf einen Blick auf das Schreiben und fuhr zusammen. Der Brief war mit der Schreibmaschine adressiert. Trotzdem erkannte Fernanda den Absender. Die beiden Briefe, die sie in Berlin von dem Unbekannten erhalten hatte, zeigten dieselben wenig gebräuchlichen Drucktypen.

Sie setzte sich in eine Ecke der Hotelhalle und riß den Briefumschlag auf. Sie hatte sich nicht geirrt.

Der Brief war von dem Unbekannten. Er lautete:

„Man spioniert Ihnen nach. Seien Sie auf der Hut! Jemand, der Sie anbietet.“

Nun, die Warnung kam zu spät. Hätte sie das Schreiben rechtzeitig erhalten, wäre es dem Manne gestern nacht kaum gelungen, ihr Telefongespräch zu belauschen.

Der geheimnisvolle Schreiber beunruhigte Fernanda jetzt mehr als je. Seine Anwesenheit in Barcelona bewies, daß auch er hinter dem Papier her war. Da sowohl der Mann mit der Brille wie das Quartett der schönen Frau deutlich befunden hatten, daß sie, verständlicherweise, Fernanda nicht gerade freundlich gesinnt waren, durfte man den Fremden, „der sie anbietet“, nicht in ihren Reizen suchen.

Am nächsten Morgen fuhr Fernanda auf dem Landwege nach Marseille. Hier angelangt, blieben ihr noch sechsunddreißig Stunden bis zur Abfahrt des Tunis-dampfers.

Auf dem Zentralpostamt erwartete sie ein Brief des Chefs. Holmes-Smigula schrieb mit seinen kometischen, kindlichen Buchstaben, daß er mit Frau Abelhausen erneut eine Unterredung hatte. Die Witwe des Chemikers bestand darauf, daß Fernanda die ausgenommene Spur weiterverfolgen solle — im Notfall, „bis ans Ende der Welt“. Der Direktor fügte dem Schreiben eine kurze Zeitungsnachricht bei. Fernanda erfuhr aus dieser Brienerschicht aus dem Gefängnis. — Die Nachricht interessierte Fernanda im Augenblick wenig.

Der Dampfer „Port Vendres“ fuhr hauptsächlich Touristen nach Tunis. Fernanda hatte sich bereits von Barcelona aus eine Kajüte belegen lassen. Beim Diner befand sich ihr Platz an der Tafel gegenüber dem Eingang; unauffällig musterte sie die Eintretenden. Sie besah von „ihren“ Leuten, mit Ausnahme der schönen Reisegefährtin nach Barcelona, nur eine sehr ungenaue Beschreibung. Sie verließ sich auch diesmal auf ihren Instinkt.

Die Speisen wurden aufgetragen. Fernanda hielt plötzlich im Essen inne. Sie hatte jedoch eine sonderbare Beobachtung gemacht. Auf der anderen Seite der Tafel, ihr beinahe gegenüber, sah ein Herr im Smoking von etwas auffällender Jugendlichkeit.

Fernanda war auf einmal überzeugt, daß die dichten, dunklen Haare des Gegenüber falsch waren. Die Perücke war ein wenig verrutscht und, kaum merklich, kamen einige hellblonde Haare zum Vorschein.

Als hätte er Fernandas Blick gefühlt, schaute der Mann plötzlich von seinem Teller auf. Fernanda sah gleichgültig an ihm vorbei. Trotzdem gewahrte sie, wie der Herr im Smoking sich um sich blickte und dann mit einer hastigen Bewegung über seine Haare fuhr.

Als Fernanda wenige Minuten später erneut heimlich hinüberschielte, konnte sie die verräterischen hellen Haare nicht mehr sehen.

Eines war sicher: Mit dem Manne stimmte etwas nicht! Eine Perücke berechnete noch zu seinem Verdacht — wenn aber ein Mensch mit blondem Haar eine schwache Perücke trug, so mußte er andere Gründe haben als die der heiligen Eitelkeit!

War er ein Genosse der schönen Reisegefährtin oder gar der geheimnisvollen Mann mit der Brille selber? Daß er im Augenblick keine Augengläser trug, besagte wenig.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, hatte Fernanda den Herrn mit der schwarzen Perücke aus den Augen verloren. Es besorgte sie nicht weiter, da er das Schiff vor Tunis doch nicht verlassen konnte.

Trotzdem beschloß sie, nach ihm Ausschau zu halten.

Im großen Gesellschaftsraum wurde getanzt. Fernanda das Blick schweifte über die lauten, erbgigen Menschen; sie konnte jedoch den Gesuchten nicht erblicken. Im Rauchsalon saßen die ewigen Kartenspieler. Sie sah in der verlassenen, erregten oder frampfhaft blasierten Gesichter der Kartenspieler; der Herr mit der schwarzen Perücke befand sich nicht unter ihnen.

Fernanda kehrte unverrichteter Sache zu den Tanzenden zurück. Sie trug ein kleines Abendkleid von schwarzer, matter Seide, das ihre tadellose Figur und das schimmernde Blond ihrer Haare günstig hervorhob. Sie ließ sich an einem der Tische nieder und bestellte beim Steward einen türkischen Kaffee.

Im nächsten Augenblick verneigte sich ein Herr vor ihr. Sie blickte ihn an und gleich einer optischen Linse registrierte sie im Bruchteil der Sekunde sein Äußeres. Er war ziemlich groß und schlant; der Smoking sah tadellos auf seinen Schultern. Aus einem energiegeladen, weitergebräunten Gesicht mit hoher Stirn und kurzen braunen Haaren, blickten sie zwei tiefblaue Augen an. Augen, wie sie nur Seelenkne und Abenteurer besaßen.

Fernanda zögerte einen Augenblick. Man befand sich schließlich auf einem Dampfer, wo es nicht gerade üblich war, mit einem Unbekannten zu tanzen. Er errötete ihre Gedanken und sagte in einem melodischen und sehr deutlich betonten Französisch, wie man es nur in der romanischen Schweiz spricht:

„Mein Name ist Marwid. Ich muß mich Ihnen leider persönlich vorstellen.“

Er lachte diskret. Auch Fernanda lächelte und erhob sich. Sie schritten der Tanzfläche zu. (Fortf. folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuk, 7. Juli 1935

Immer noch allmählich Gewissheit

Keine Sorge! Hier soll dieses Mal nicht ein laufender Meter lang von Hitze gesprochen werden. Denn mittlerweile haben es die meisten ja gemerkt, daß der Sommer ausgebrochen ist. Nun blühen und duften die Linden, schon steht draußen die Frucht in Horden auf dem Felde, und alle Dinge sind ringsum uns so sommerlich, wie nur eben möglich.

Aber reden wir nicht darüber!

Es muß hier nur eingangs der heutigen unpolitischen Chronik, die Tatsache des heißen Sommers, gleichsam als mildender Umstand, vermerkt werden, damit die unter solchen Schmerzen geliebten Leser auch beim Lesen daran erinnert werden, wenn sie etwa mit einer Gießkanne neben sich im Garten oder vor dem offenen Eisfach sitzen, während wir unter einem auch über Nacht nicht abkühlenden Dach hoch auf dem 2. Stock sitzen und uns sommerliche Gedanken abringen. Es müßte einmal wieder schneien, oder es müßte wenigstens die Seejunge kommen, daß wir was Aufregendes zu schreiben hätten. Auch mit einem kleinen, süßen Tagewortchen wären wir schon zufrieden, oder auch mit irgendeiner geistvollen Erfindung, die den Menschen gegen die Hitze immortell macht; man müßte sich im Genie eine Wasserleitung einbauen können oder irgendwas Ähnliches. Wir brauchen eine Erfindung zum Schutze der menschlichen Kreatur gegen die Hitze! Konstruktoren an die Front und Erfinder.

Daß die Neuker nun auch ihr „Wannsee“ bekommen haben, das haben wohl alle schon gelesen oder gehört; in Duschhausen draußen liegt ein See, der es in sich hat, das Großstadtleben von Neuk erheblich anzukurbeln. Als auch die Presse in der vorigen Woche dahingeführt wurde, damit sie sich die Sache einmal ansehen, (um natürlich etwas darüber zu schreiben!) da mußten die meisten Kollegen mit Gewalt festgehalten werden, daß sie nicht in das Wasser sprangen. So magisch zog das leichte Wasser an; das es leicht ist, ist eine Art von Spezialgeschmack an die noch nicht schwimmende Neuker Klein-Kugend, die tatsächlich bei uns in Neuk nicht eine einzige, einigermaßen kultivierte Gelegenheit hatte, einmal ordentlich zu plantschen, zu plätschern und zu matschen. Nun haben sie diese Gelegenheit; die Schwimmer müssen immer noch in die Badeanstalt gehen oder in die Ströme, so da heißen Rhein, Elbe, Wilbach, Nevegräbte usw. Sie, (die Schwimmer), dürfen diesen See also nicht so ernst nehmen, wenn es von ihm heißt: „es läßt sich der See, er ladet zum Waden!“ Aber er ist ganz sicher ein vielversprechender Anfang; und dieses Anfanges müssen wir uns sicher freuen. Wenn wir einmal wieder mehr Geld haben, dann wird ganz sicher auch der Wunsch der Neuker Schwimmer und Wasserfreunde überhaupt in Erfüllung gehen: ein schönes Freizeitsbad zu haben, draußen irgendwo in der Natur. Ueber die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung besteht nirgendwo ein Zweifel, und das oft gegebene Versprechen wird ganz sicher eines Tages eingelöst werden. Das Duschhausener Plätschwasser ist ein schöner Anfang, von dem die Neuker nun schon tüchtig Gebrauch machen; tauchen und Sportschwimmen kann man zwar nicht da, aber man soll auch nicht zu anspruchsvoll sein; es gibt Leute, die sind schon mit einer Gießkanne zufrieden; mit einer Gießkanne voll Wasser, natürlich! Wir würden unseren Ruf als Hafenstadt auf das Spiel stellen, und wir würden auf den ehrenvollen Beistand „Neuk am Rhein“ einen bösen Fettnäpfchen machen, wenn wir nun nicht wenigstens für 14 Tage einmal zufrieden sind, daß wir wenigstens schon einmal ein Plätschbädel haben, in das wir uns wenigstens mit den Beinen stellen können, wenn wir uns schon nicht entschließen können, im Rhein oder in einem sonstigen Strom zu baden. Außerdem — laßt nicht laßt! — haben wir ja unsere Badeanstalt mit dem Luft- und Lichtbad. Alle diese „wässrigen“ Gelegenheiten haben ihre Hauptfunktion, und Ströme von Speise-Eis gehen den Weg alles Nahhaften, wie immer dann, wenn es so richtig „leder warm“ war. Es ist ja nun einmal eben Sommer! „Sommeranfang“, — wie die Optimisten sagen.

Im Vollen des heißen Saftes

„Bedrohlich“ mehren sich die Zeichen, die Vorzeichen des Neuker Sommerfestes; nachdem nun unsere Schützenjugender den „Liedungsmaisch“ und das „Wandervogel“ hinter sich haben, ist in Neuk-Grimlinghausen die erste Schützenversammlung gewesen; das sind mehr oder minder Alarmrufe, die so ihre Bedeutung haben. Am benachbarten Düsseldorf, wo man Mitte Juli feiern will (500-jähriges Bestehen des St. Sebastianus-Schützenvereins) hatte man am vorigen Samstag noch Geldsorgen, so daß ich in einer Düsseldorf-Zeitung, bei vorzüglicher Kalkulation, um das Fest durchführen zu können, noch ruhige runde 18 000 Mark, eine Summe also, mit der wir beide — Sie lieber Leser und ich — uns gerade gut helfen könnten. Die Stadtverwaltung hat in Düsseldorf 6 500 Mark Zuschuß zum Düsseldorf-Schützenfest gegeben, und das trotzdem noch 18 000 Mark aufzubringen sind, so will man sich in Düsseldorf an die Bürgererschaft um freiwillige Spenden wenden. So steht wenigstens in der Zeitung. Von dem Plan, den „Budenplatz“ einzugraben und Eintrittsgeld zu erheben, ist man in Düsseldorf wieder abgekommen.

„Es wäre — so schreibt eine Düsseldorf-Zeitung — zu eigenartig gewesen, wenn die Düsseldorf-Zeitung für den Besuch ihrer Kirmes hätten Eintritt begehren sollen! So etwas hat es nie gegeben und die Einrichtung gerade jetzt, wo anlässlich des 500-jährigen Schützenfestes etwas ganz besonderes geboten wird, hätte auch mit einem Festschlag enden können. Die Mitglieder des Führerates und des Führerzuges des St. Sebastianus-Schützenvereins bemühen sich jetzt selbst durch persönliche Besuche bei ihren Mitbürgern darum, die fehlenden Gelder durch freiwillige Beiträge zusammen zu bekommen. Leider ist aber darüber gellagt worden, daß sich eine ganze Anzahl von Geschäftsleuten auch in der Altstadt mehr als inauverig zeigen und scheinbar gar kein Verständnis dafür aufbringen, was eigentlich ein solches Fest für ganz Düsseldorf, besonders aber für die Altstadt bedeutet. Wenn große Häuser an den Hauptstraßen der Altstadt Beträge geben, deren Höhe nicht einmal eine zweifelhafte Zahl erreicht, dann weiß man einfach nicht, was man dazu sagen soll. Wir

wollen doch einmal ganz ehrlich sein: Der St. Sebastianus-Schützenverein zieht doch das Fest in diesem großen Rahmen nicht für sich alleine auf. Die nötigen Mengen Bier und die dazu gehörigen Festessen können die Schützen auch im kleineren Kreis und in ihren Vereinslokalen zu sich nehmen. Wenn sie aber so groß an die Öffentlichkeit treten und der gesamten Bevölkerung Düsseldorf etwas bieten, dann geschieht das doch in erster Linie im Interesse ihrer Vaterstadt Düsseldorf. Jedenfalls hat das einzelne Mitglied der Schützenvereine persönlich wohl am allerwenigsten Vorteil von dem Schützenfest.“

An diesem Düsseldorf-Zeitungsseufzer ist für uns Neuker einiges interessant: wenn auch die meisten Geschäftsleute in Neuk eine andere Einstellung zum Sommerfest haben, indem sie ihm mit namhaften Summen unter die Arme greifen, so sind die Schmerzen der Neuker Festleitung ähnlich; die Bilanz des Neuker Festes ist immer eine Art von „Doktorarbeit“ von Wilhelm Inhoffen gewesen, der die wenig dankbare Aufgabe hat, sich als Finanzminister mit diesen Dingen fast ausschließlich zu beschäftigen.

Am Juli aber ist es die rechte Zeit, auch für Neuk schon die Werbung für das „Schönste opp der Welt!“ einzuleiten, meine ich, damit man im August nicht auch in Neuk wieder die alten Seufzer hört; schön und ideal wäre es sicher, wenn das berühmte Neuker Schützenfest finanziell sich ganz tragen würde aus den Leistungen der Mitglieder; aber die Stadt hat seit je gerne mit Hand angelegt, und auch die heimatsfreundlichen Kreise der Stadt haben immer wieder eine offene Hand für die reiche Tradition des letzten Augustsonntages gehabt; aber es hat nie dazu gelangt, daß man etwa einmal Neuker für den Fall eines verregneten Festes hätte schaffen können, die den Komitee-Mitgliedern sicher die Sorgen etwas mindern könnten.

Das kann die Bürgerschaft insgesamt übrigens tun, indem sie sich heute schon entschließt, dieses Jahr aber ganz sicher wenn nicht aktiver Teilnehmer am Fest zu sein, dann aber sicher passives Mitglied. Neuk wird sich seinen Ruf nicht nehmen lassen wollen, daß es seit je Ende August ein Fest feiert, das im allerbesten Sinne ein Fest der ganzen Stadt-Familie ist, ein Fest auch, das seinen großen und schönen Glanz gar nicht verlieren kann, wenn ganz Neuk eben mit der alten Liebe am alten Fest hängt, die jungen und die alten Neuker.

Nun kommt man schon gleich ein bißchen in Begeisterung, wenn man sich nur vorstellt, wie schön und lustig, wie stolz und groß unser heimatisches Fest ist.

Im Rollis Rogen ins Kollis...

Als London erhielten wir folgende nette Schilderung: „Die Londoner Polizei hat vor einigen Wochen eine Verordnung erlassen, die die Höchstgeschwindigkeit für Kraftwagen in den belebtesten Teilen der Stadt, sowie in den Vororten auf 30 Meilen in der Stunde festsetzt. Ueberall in London prangen die Schilder, die auf diese neueste Verordnung streng hinweisen.“

Im übrigen hat diese Verfügung von allem Anfang an böses Blut gemacht. Vor allem die englischen Herrenfahrer haben es mit allen Mitteln versucht, diese Bestimmung, die ihnen als ein lästiger Eingriff in ihre Freiheit vorkommt, wieder zu Fall zu bringen. Bisher jedoch ohne Erfolg. Das letzte Opfer dieser jüngsten Verkehrsverordnung ist Miss Kay Taylor geworden. Diese bekannte Herrenfahrerin Englands, die sich auch als Rennfahrerin bereits wiederholt ausgezeichnet hat, wurde kürzlich wegen Uebertretung dieser Vorschrift zu einem Pfund Sterling Geldstrafe oder einer Woche Gefängnis verurteilt.

Miss Taylor hat sich entschlossen, nicht zu zahlen, sondern lieber ins Kollis zu wandern. Sie will durch diesen Entschluß eine Art Protest gegen die bestehende Vorschrift durchführen.

Auf dem Tage, an dem Miss Taylor ihre Strafe anzutreten hatte, fuhr sie erst mit ihrem wundervollen Rollis Rogen durch die City und laute mit zumal, was sie während ihres Aufenthaltes im Gefängnis auf keinen Fall glauben entbehren zu können. Mit Katen schwer beladen, fuhr sie dann schließlich vor der Strafanstalt vor. Ihre letzten zwei Schillinge schenkte sie noch reich dem Wächter, dann melbete sie sich bei dem diensttuenden Wächter. „So, jetzt bin ich da, und mein Geld habe ich auch ausgegeben, damit ich nicht doch noch in Verhaftung komme, das Pfund Sterling Strafe zu zahlen.“

Die Sache sprach sich rasch in London herum. Bereits am nächsten Tag erhielt Miss Taylor in ihrer Zelle Hunderte von Glückwunschadressen. Sämtliche Herrenfahrer schrieben gegen die Polizei verstoßen zu sein, denn alle diese Briefe sind auf den gleichen Ton abgefaßt.

„Wieso, Miss Taylor, wir müssen den Duldgeiern einmal die Zähne zeigen!“ Diese Briefe sollen Miss Taylor wesentlich in ihrer Absicht gestärkt haben, auf alle Fälle durchzuhalten, obgleich sie sich ihre Sommerferien, wie sie etwas bedauernd erklärte, doch anders vorgestellt habe.“

Beliebteste Saftkollung

Der menschliche Körper, mit dem wir immer soviel Aufheben machen, ist an sich nicht viel Wert; nicht, als ob man mit einem solchen Urteil überhaupt über die Qualität der Schöpfung insgesamt abgeben möchte; hoch nein!

Aber ein englischer Professor hat sich die Mühe gemacht, den menschlichen Körper auf seine chemischen Bestandteile zu untersuchen und die festgestellten Teilbestände in Geld umzurechnen. Er hätte das besser gelassen; wenn er es nämlich gelassen hätte, dann wären wir jetzt, mit unserer Unwissenheit zufrieden, und brauchen uns nicht zu ärgern und zu schämen.

Daß der Hauptbestandteil des menschlichen Körpers Wasser ist, das ist die erste unangenehme Enthüllung; der erwachsene Mensch besteht aus 50 Liter Wasser; an Phosphor haben wir soviel intus, daß man 2200 Zündholzkörper damit versehen könnte. Aus dem Fett, das wir durchweg haben — ganz sicher gibt es Ausnahmen nach unten und nach oben! — kann man 5-7 Stüde Seife machen; Kohle haben wir soviel, daß sie für rund 10 000 Bleistifte reichen soll, und an Eisen hinwie-



Weltbild (M).

35 Grad im Schatten!

Und wenn es noch so heiß ist, man muß nur ein wenig erfinderisch sein.

derum einen bösen Mangel: nur einen einzigen Nagel soll man aus den Eisenbeständen eines Menschen herstellen können.

Der englische Professor mag ja recht haben; ich kann es nicht kontrollieren. Aber wozu brauchen wir das überhaupt alles so genau zu wissen, das mit dem Wasser, mit dem Phosphor, mit dem Eisen und mit der Seife und mit der Kohle? Was sollen unsere Erben damit überhaupt, falls einmal einer auf den Gedanken kommen sollte, die professorale Feststellung einmal auf ihre Bestandteile zu untersuchen? —

Idyll in der Sonne

Es war am vergangenen Sonntagmorgen gegen 9 Uhr; die Sonne schien verheißungsvoll heiß, und die Straßen waren noch sehr leer. Auf der Seite, auf der die St. Sebastianus-Kirche liegt, war Sonne, und zwar nicht zu knapp; auf der anderen Seite aber war Schatten. Auf jeder Seite wandelten vielleicht je 10 einsame Menschen auf dem Abschnitt zwischen Glockhammer und Hafenstraße. Wenn es so heiß ist, dann wird man leicht leichtsinnig, indem man entgegen etwaigen polizeilichen Anordnungen sich die schattige Seite zum Gehen aussucht. Dieses aber sah ein sehr eruster und würdiger Polizeibeamter, der sich in freundlichem Tone seiner Dienstvorschrift entledigte, die ihn verpflichtet, dafür zu sorgen, daß auf dem einen Bürgersteig der Hauptstraße nur in der Richtung und auf dem anderen Bürgersteig nur in der anderen Richtung gegangen werden darf. Auch nachts wahrscheinlich; auch dann, wenn am Tag kein Mensch auf der Straße ist, und der Schatten eine gewaltige Lücke ist, vom Rade der Tugend abzuweichen, weil man ja damit unter solchen Voraussetzungen seinen Schaden anrichtet; und da Freiheit der eigentliche Zweck des Zwanges ist, so hatte sich der unpolitische Chronist erlaubt, sich auf die menschenleere schattige Seite zu begeben, alldieweil und fernerhin er dort keinerlei Unheil anrichten konnte, weil eben der Verkehr auf keinen Fall behindert oder in seiner Ordnung bedroht wurde.

Das Schlimme aber war, daß der ebenso freundliche wie pflichtbewusste Beamte entschieden auf seiner Vorschrift bestand, und in einem solchen Falle bleibt einem nichts anderes übrig, als nachzugeben. Aber wenn man dann schließlich nachgegeben hat, und sieht auf der anderen Seite den schönen, menschenleeren, schattigen Bürgersteig, dann faßt man doch den Entschluß, die eifrige Polizei sozusagen auf den Knien zu bitten, sie möge gelegentlich ein Einsehen haben, wenn es auch noch so grundlos gegen die Verkehrsverordnung geht.

Sie tut es ja sonst auch; das beweise ich an einem anderen Fall: an sich ist ja das Singen und Lärmen auf der Straße verboten; aber es gibt Ausnahmen, da die Polizei beide Augen zudrückt; etwa beim Neuker Schützenfest. Da läßt sie singen, wenn Belang gegeben, obwohl das eigentlich verboten ist. „Ruhefördernder Lärm“ und so! Und was den nächtlichen Sängern das Schützenfest ist, das ist ein heißer Juni- oder Juli-Sonntag dem sonntäglichen Ruckgänger, der zu gerne im Schatten geblieben wäre, weil er Schlimmes für sein Hirn fürchtete. Zugegeben, daß der Polizeibeamte nur seine Pflicht tat; außerdem war er viel zu heiß angezogen: Tschats und so! Aber... er hätte mich ganz gut im Schatten kämpfen lassen können. Dieses aber tat er nicht!

Dies.

Was ist ein „Anidebein“?

Als Erfinder des Anidebeins gilt Andreas Hofer, der Sandwirt von Passauer. Von ihm heißt es im Lied:

Als der Sandwirt von Passauer
Innsbruck hat im Sturm genommen,
Die er gleich ein Dugend Eier
Und ein Duzend Schnäpse kommen.
Daraus macht' er eine Mischung,
Schlürft' sie mit Begehren ein,
Und seitdem heißt die Erfrischung
In ganz Deutschland „Anidebein“.

Sehr viele Gastwirte glauben, es eignen sich nur ganz bestimmte Sorten Liköre zum Vereiten des „Anidebein“. Das ist falsch. Vielmehr lassen sich mannigfache Mischungen dafür verwenden. Die Hauptsache ist, daß ein Likör unten, darauf der Eidotter und darauf wieder ein Likör kommen.

Fluß und Stadt

Städte an deutschen Strömen

„Rhein und Rhein hat nur Koblenz allein“, so lautet ein Vers. Mit sicherem Gefühl ist hier dem Verhältnis zwischen Fluß und Stadt Ausdruck gegeben, denn das Antlitz der Städte wird von den Flüssen mitbedingt. Die Städte am Rhein sehen anders aus, als die am Main, an der Elbe oder an der Donau, und auch innerhalb der einzelnen Flußgebiete ist bei aller durch den Charakter des Stromes gegebenen Einheit eine wunderbare Mannigfaltigkeit der Städtebilder.

Der Rhein ist nicht nur der sagen- und heldenreiche Strom der Burgen und Berge, er ist auch der Strom großer deutscher Städte, die er besetzt. Die Gedanken wandern nach Köln. Da schauen wir zuerst die Silhouetten einer deutschen gotischen Stadt wie sie sich uns vom Strom aus darbietet, überragt von dem Wunderbau des Domes, der ganz den ersten Eindruck beherrscht. Dann aber schauen wir über das Ausmaß der langen Uferfront, bei der die Stadt in der Ferne im Dunst verschwindet. Das 400 Meter breite Band des Stromes wird in fast regelmäßigen Abständen von vier schlanken Brücken überschritten, die uns aus der Gotik in die Gegenwart führen und uns Köln als wichtigen Verkehrsknotenpunkt zeigen.

Der Rhein als Schiffsstraße, der Rhein der Gegenwart wird in einem grandiosen Schauspiel lebendig, das sich uns in Duisburg-Mühlrort darbietet. Es ist, als ob man aus einem Traum erwache, wenn man den Rhein der Neben in diesem Stadtbild kennenlernt. Hart und nüchtern drängt die Welt der Arbeit hier ans Ufer des Stromes. Kran neben Kran, Lastkahn neben Lastkahn, Industriebauten ragen hoch, gewaltige Eisengerüste, Träger, Brücken bilden ein scheinbares Gewirr. Die Ufermauern kennen nur die Sachlichkeit der Arbeit. Von hier aus wandert die Ruhrkahn hinaus in die Welt. Der größte Binnenhafen der Erde singt das Lied der Arbeit. Und auch dieses Lied ist schön und nicht vom Rhein wegzudenken.

Der Rhein hat einen gar lieblichen Gesellen im Main, der seinen Städten einen gänzlich anderen Charakter verleiht. Fluß und Landschaft sind so eng verbunden, daß auch die Mainstädte diese Harmonie nicht stören dürfen. Der Main bietet uns nicht die grandiosen Überraschungen und Gegensätze der Rheinstädte. Ein Hauch verträumter Wehmut liegt über den Ufern am Main, und selbst das geschäftige Frankfurt kann diesen Grundton nicht stören. Am schönsten fließen Stadt, Fluß und Landschaft in Schweifert ineinander.

Die Elbe wird beherrscht von dem Städtebreitgang: Dresden, Magdeburg, Hamburg. Das Ufer zwischen Brühlischer Terrasse und Italienschem Garten ist der Begriff Dresden. Hier hat der Kunststimm prunkliebender Könige, besonders Augustus des Starken, eines der eindrucksvollsten Städtebilder geschaffen. Der Zwinger, die Hofkirche, das Schloß geben auf engem Raum dem Elbufer das Gepräge einer Schönheit, die das Wort „Elb-Flora“ hat entstehen lassen. Ganz eigenartig ist auch der Eindruck Magdeburgs von der Elbe aus. Hier hat im Laufe der Geschichte das Städtebild den größten Wandel durchgemacht, denn das alte Magdeburg wurde im Dreißigjährigen Kriege gänzlich zerstört. Aus der trügerischen Stadt des Mittelalters wurde die Stadt der Vörsen, und die Elbe erzählt hier in ihrem ganzen Wesen von der Fruchtbarkeit dieses Landstriches.

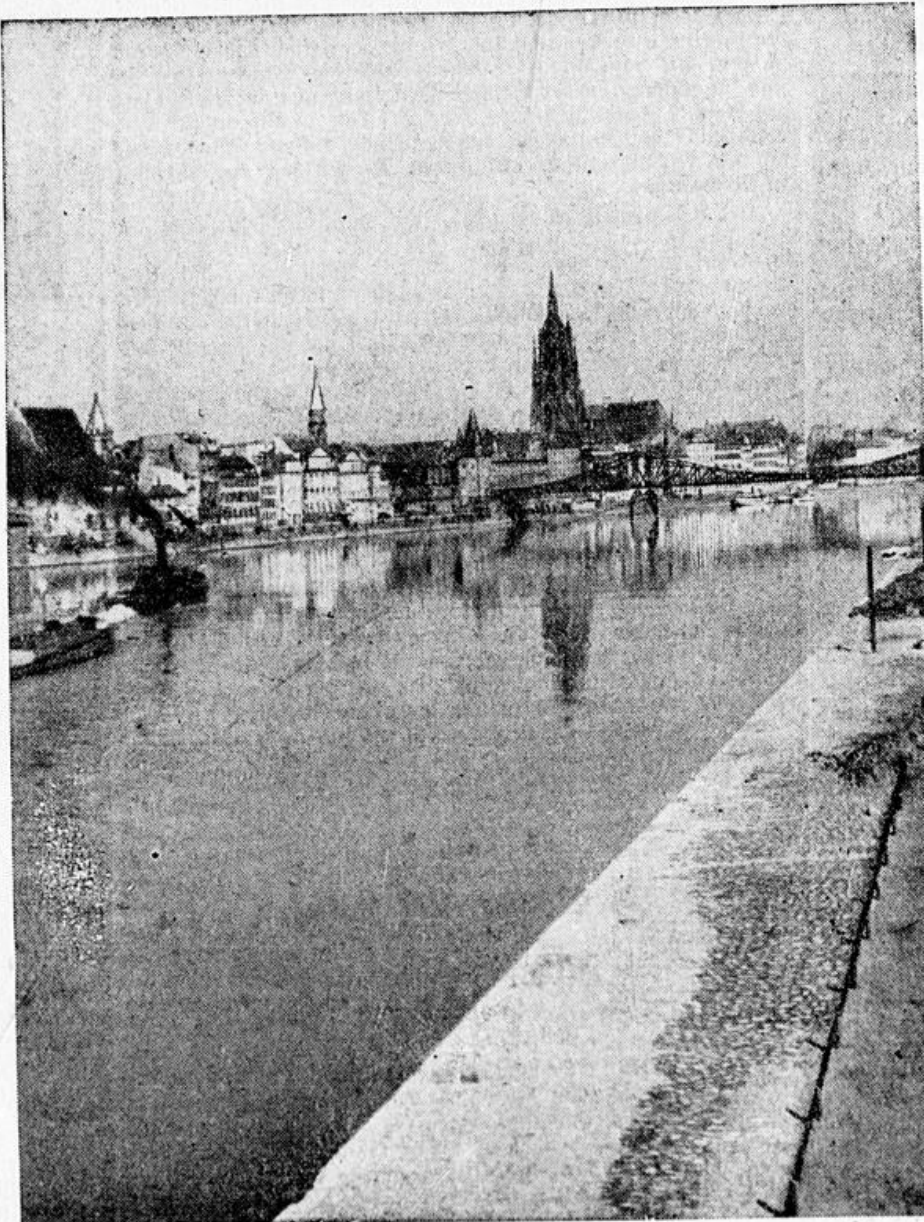
Die Elbe, die durch die gesegnetsten Landstriche Deutschlands dem Meer zuströmt, hat die bedeutendste deutsche Flußmündung. Diese Mündung prägt das Antlitz Hamburgs. Der Oden des Meeres dringt bis in den Kern dieser Stadt. Sie ist Deutschlands Tor zur Welt. Hier sucht der Deutsche das Erlebnis der Hafenstadt, hier will er nicht nur Heimatlänge hören, sondern den Pulsschlag der Welt fühlen, und dieser Pulsschlag ist das Charakteristikum der Elbe bei Hamburg. Aber auch hier singen die Wellen des Stromes nicht nur die Melodie des Weltverkehrs. Das weit aufgelockerte Stadtbild bei Blankenese offenbart Reichtum und Kultur des deutschen Kaufmannes vom Schlags der Hanseaten. Und all dies sind Ausprägungen des Stromes und seines Charakters. Der gleiche Geist wie in Hamburg waltet in Bremen. So grundverschieden die Weser und Elbe und ihre Uferstädte sonst sein mögen, die Nordsee hat bei ihren Mündungsstädten die Verschiedenheiten etwas verwischt.

Wir Deutschen haben nicht nur Nord- und Süddeutschland unterschieden, für uns teilte sich Deutschland auch durch die Elbe in eine westliche und östliche Hälfte. Viel zu wenig haben wir die Vögel der Oder und der Elbe gesehen, und von der Schönheit der Oder und der Elbe wissen die West- und Süddeutschen nicht allzuviel. Und dennoch hat die Oder der Altstadt Breslaus ein unvergleichliches Gepräge gegeben. Wer von der Höhenhöhe über die Oder nach der Schönheit des Bildes überrascht stehen. Der Dom, die Kreuzkirche und andere alte Bauten auf der Dom- und Sanktinsel ragen aus der Oder auf und wiegen sich in ihren Fluten, und

es ist uns, als ob der Strom hier ein uraltes Kapitel deutscher Geschichte erzählte. Ist die Dominsel der hervorragende Punkt der Oder in Breslau, so scheint das charaktervollste Bild der Weichselstadt Danzig die Speicherinsel zu sein. Um genau zu sein, muß man sagen, daß der Stadtkern am linken Ufer der Mottlau liegt, oberhalb ihrer Mündung in die Zote Weichsel. Die uralten hohen Speicherhäuser verkünden uns das Vordringen der Sankt im deutschen Osten, wie uns überhaupt die Städte der

Weichsel den Einfluß deutscher Kultur der Vergangenheit verraten. So hängen wir am Stadtbild der deutschen Stadt Danzig mit besonders warmem Gefühl. Der Geist des Deutschen Ritterordens wird hier spürbar.

Die Wechselwirkungen zwischen Fluß und Stadt sind in vielerlei Beziehung höchst nachhaltig. Kein deutscher Strom, mit Ausnahme der Weser, gehört uns von der Quelle bis zur Mündung. Es ist selbstverständlich, daß die Ufersiedlungen ihren Charakter von der Quelle bis zur Mündung wandeln müssen. Und trotzdem darf man von einer Oberstadt, von einer Rheinstadt, von einer Donaufahrt sprechen. Es spielen da Unwägbarkeiten mit, die den Städten etwas von der Seele des Flusses geben, und jeder Fluß hat seine eigene Seele. J. B.



Frankfurt am Main

(Photo: Elisabeth Hoff.)

Flüsse bestimmen das Schicksal

Von Paul Deparade

Flüsse sind die Lebensadern eines Landes. Nicht nur in früheren Jahrhunderten, sondern heute und auf ewige Zeiten. Es gibt zwar Kunststraßen und Eisenbahnlinien und Flugzeugverbindungen, die dem Fluß einen Teil seiner Aufgabe abgenommen haben, aber ihn ersetzen konnten sie nicht.

Der Fluß ist die natürliche Ader, durch ihn pulst das Blut des Landes, das Wasser, es macht die Ader fruchtbar, und es leitet dem Menschen seine unbändige Kraft. Das Land wird unfruchtbar, wo das Wasser versiegt, der Mensch schlief und leistungsunfähig, wo ihm das belebende Element fehlt. Wo der Fluß dem Menschen seinen breiten geduldigen Rücken bietet als Verkehrsweg, da wird der Mensch beweglich und weltentwand.

Flüsse sind nicht nur Lebensadern eines Landes, sie sind auch ein wesentlicher und charakteristischer Zug seines Gesichts. Zusammen mit der Landschaft, den Städten und Dörfern geben sie das Bild. Sehen wir uns die Flüsse an. Die Ströme Rußlands sind breit, ihre Ufer niedrig, die Wasserfläche weit, sie fließen ruhig und gemächlich, ohne Eile, und niemals versiegt die Flut. So ist das Land: weit, offen, fruchtbar und fruchtbar. Im Norden Frankreichs schleichen die Flüsse gemächlich und träge dahin, wie in den Niederlanden und wie in Norddeutschland. Aber ihr Spiegel verrät einen überfluteten Grund. Zeigt sich das Land nicht so fruchtbar und träge, bestimmt geruchsam in seinem Schaffen, aber zuverlässig und ausdauernd? Wie lebendig und schäumend fließen im Süden, in Frankreich und Italien und Spanien, die Wassermassen dem Meer zu, so wie das Land in Flüsse

verschwenket, und wie oft versiegt das Wasser, werden die Flüsse zu trockenen Steinigen und trockenen Rinne; genau so verliert das Land seine Gebelonne und wird geistig.

Die Flüsse zeichnen das Gesicht eines Landes, sie formen seinen Charakter und bestimmen das Schicksal der Menschen: An den Strömen Rußlands wird der überschäumende und springende Südländer niemals heimisch, während den trägen Russen weber die Kraft der reißenden Ströme noch die Totenruhe der versiegten Bette erwärmen kann. Die Menschen sind nur heimisch an jenen Flüssen, an denen ihre Wiege stand, sie fühlen sich nur dann mit ihnen verbunden, wenn sie mit ihnen geworden und gewachsen sind. Geistes, der Deutsche schwärmt durch die Welt und hat ein Auge für die Schönheiten und Eigenheiten fremder Länder; aber so heimisch, daß er für immer fast halten möchte, fühlt er sich nirgend in der Welt, ihn zieht es zu seinen Flüssen.

Fluß und Land und Fluß und Mensch sind eins. Und so wie der Mensch das Land vererbt, so steht er in Wehr, um seinen Fluß zu schützen. Nie hat ein Kampf länger gedauert, als der um den Rhein, nie wurde ein Fluß jäh und erbitterter verteidigt als jener Strom, und immer wieder wird der Deutsche in Verteidigung stehen. Diese Hingabe dankt jeder Fluß, er wird mit seinem breiten Bett zum Hindernis, zum Schutz gegen Feinde.

Es ist das Schicksal des Menschen, daß er mit dem Fluß verbunden ist.

Drei Begegnungen mit Emut

Skizze von Walter Perich

Der Oberkellner führte die eben angelommene Dame durch die Halle. Das graueidene Reisetouren und die Autolampe wollten wenig in diesen Rahmen jammern. Die Fremde sagte kurz: „Haben Sie für ein anständiges Essen?“ „Dann nehmen Madame wohl doch im Speisesaal Platz. Hier werden keine Speisen serviert. Außerdem pflegt an diese Tisch.“

„Neben Sie nicht so viel!“ Grit blühte auf. Die Stimme des hundertjährigen Herrn war die schwerfällige eines Holländers. Er nahm eine kleine Pfeife aus dem Mund. Dieses Rauchmöbel stimmte keineswegs überein mit seinem weichen, blendend geschnittenen Smoking. „Emut Minloo“ verbeugte er sich kurz, „Ihr Tischnachbar!“ Sie, Garcon, sehen doch, daß unser beider Gast eine weite Reise hinter sich hat. Mich stört es keinesfalls, wenn hier gespeist wird.“ Mit rundem Rücken schlich der Kellner davon. Minloo blühte mit seinen eigentümlich grauen Augen Grit prüfend an. „Dolle Fahrt gemacht, wie? Sah zufällig, wie Sie Ihren Wagen der Garage übergeben. Der kleine rote Kasten muß völlig entstaubt werden. Bei der Langsamkeit der Mechaniker hier werden Sie ihn vor drei Tagen nicht wieder benutzen können.“

„Unmöglich!“ Grit wollte aufspringen: „Ich muß spätestens morgen ins Innere des Landes.“

„Sie könnten leicht unbeabsichtigt eine kleine Kugel abbiegen. Warten Sie, bis der Aufstand unterdrückt ist!“

„Kommt nicht in Frage.“ Ich muß mir gerade jetzt Bilder holen.“ „Bildreportage, wie? Haben Sie keine Angst vor den Amerikanern! Die rühren sich aus diesem Hotel nicht weg. Ich kenne das, die ichiden ein paar eingeborene Photographen los. Nun aber wollen wir schweigen. Sie speisen, und ich sehe mir die Karte ein bisschen an. Dann genießen wir, jeder auf seine Art, die Schönheit des Lebens.“

Das war Grits erste Begegnung mit Emut Minloo in Algier. Was er dort trieb?

„Mein Alter und ich sind in einem Leben zusammen nicht gut zu verwalten. So übermache ich unsere kolonialen Niederlassungen. Meine bin ich genau so ein Welt-Zigeuner wie Sie. Muß nur aufpassen, den heimatstündigen Mühsalgerinnen aus dem Wege zu gehen.“

„Und mir“, sagte sie scherzhaft, „weidchen Sie nicht aus?“ „Sie?“ Er nahm ein neues Streichholz für seine Pfeife und ließ dufende blaue Wölkchen aufsteigen. „Vor Ihren schrecklich jachlichen und schrecklich schönen Augen verliert man unbedingt den Mut, einen Antrag zu machen.“

Grit landete acht Tage später mit einem reichlich versetzten Wagen vor Shepheards Hotel in der prallsten Sonne Ägyptens. Ein Herr im weichen Seidenhemd stand auf der Terrasse, nahm eine kleine Pfeife aus dem Mund und winkte ihr.

„Sie, Minloo?“

„Dachte, es sei besser, ein anständiges Zimmer mit Bad für Sie bereit zu halten, da ich hörte, Cool komme morgen mit achthundert Kamelen hier an. Ja, beste Anipastanten-Mutterin, es gibt doch in unserer Zeit schon einige Flugzeuge. Und nun hoffe ich, Sie werden mir gestatten, zum Essen Ihr Gastgeber zu sein.“

Als Grit sich umgelehrt hatte, machte sie Minloo verwirrt. „Wie können Sie mir ein Zimmer für zehn Dollar pro Tag bestellen?“

„Meine Überraschung für Sie!“ „Schöne Überraschung...“ „Mein Vater will ein Geschäft mit Ihnen machen. Ich habe ihm die Kopien der Zeitungsbilder vom algerischen Aufstand geschickt. Na, und hier ist der Brief. Lesen Sie!“

...die sechs Aufnahmen können für meinen Werbeplan in Frage. Ich bin bereit, für jede hundert Gulden zu zahlen. Wichtiger aber wären mir zehn bis zwölf Aufnahmen vom Leben der Eingeborenen in Ägypten. Damit könnte man unseren Import ins Auge fallend darstellen. Aber nur das Beste und Eigenartige ist verwertbar. Vielleicht muß ich unter hundert die zehn besten auswählen können. Du kannst in diesem Sinne per Ehed Vorauslagen machen...“

Grit tangten die Buchstaben vor den Augen. Vor Minloos freudlichem Lächeln wurde sie richtig wütend. „Mein. Das ist keine ehrliche Arbeit mehr.“

„Sie müssen ja nicht!“ sagt er lächelnd. „Wenn der Alte etwas vorhat, führt er's durch, auch ohne mich.“

Tage darauf erbat Grit vom Polizeichef einen verlässlichen Führer. Der Kamelreiter sagte zu, einen Mann zu schicken, der treu wie Gold und billig wie Vieh sei.

(Fortsetzung folgt.)



MODE UND HEIM

Launen der Mode

Und abends in Seide und Organdy



Wenn in den warmen, linden Sommernächten die Gärten in geheimnisvollem Mondlicht liegen, findet man sich gern zusammen zu frohen Festen. Ringsum leuchten wie phantastische Riesenkäfer die bunten Lampions auf, und eine würzige Bowle, eine leise Musik sorgen für beschwingte Stimmung. Dazu gehört natürlich auch ein schönes Kleid! Die leichten, fließenden Seiden- und Organdystoffe sind das wirksame Material für die schlanken, eleganten Kleider, die unterhalb des Knies in verschwenderisch reichen Volants und Faltenrieseln ausschlagen. Es sind helle Stoffe, mit leichten Blüten oder geometrischen Zeichnungen gemustert, mit einer breiten, farbigen und glänzenden Gürtelschleife und einer Blütenranke am Hals geschmückt.

Organdy steht nach wie vor im Vordergrund der Beliebtheit. Nur bevorzugt man jetzt an Stelle der Blütenmuster die schlichten Linienkaros. Hier ist schwarz-weiß sehr wirksam, vor allem, wenn es in Stilkleidform verarbeitet und mit einer leuchtenden Farbe besetzt wird.

Fünfzig Worte Schönheitspflege

Gesichtspflege im Sommer. Die warmen Tage bewirken oft, daß die Gesichtshaut aufgedunsen und schlaff wird, daß die Poren sich weiten und wir uns sehr wenig schön vorkommen. Erster Grund: Kleine Schweißtröpfchen fließen mit einem reinen Tuch entfernen, nicht etwa mit Küchseife auf ein bißchen Puder auf der Nase „trocknen“ lassen. Die Poren müssen gerade im Sommer frei atmen können.

Ein kühles Wasserbad für das Gesicht am Morgen und Abend ist gut, tut es aber allein auch nicht. Besser ist eine gelegentliche Gesichtsmassage mit aufsteigender Eispackung. Wir schützen das Haar wie stets bei der Gesichtsbildung durch ein sauberes Tuch und reinigen das Gesicht mit feinem erneuerter Watte oder Zellstoff und einem Toilettenwasser, bis dann etwas Fettcreme aufgetragen werden kann. Den Atem freisetzen wir mit den Fingerspitzen vorsichtig in die Haut ein und massieren dann flüchtig mit leichtem Druck in Kreisbewegung das Gesicht von unten nach oben durch. Von unten nach oben! Denn von oben nach unten ziehen sich ja schon die schlaffen Falten von selbst.

Kleine heiße Kamillenlotionen, aufgelegt an den Stellen, die besonders matt wirken, wie unter den Augen, zwischen den Brauen, um den Mund, zwei Minuten etwa, dann nachspülen, ausblühen lassen und eine Packung mit feuchtem, kaltem Tuch oder ein paar Stücken Eis. Immer ist darauf zu

achten, daß man die Haut schwer schädigt, wenn man den Tageskrem oder Puder auf die weitgeöffneten Poren aufträgt. Stets muß zuvor Sorge getragen werden, daß die Poren sich unter dem Einfluß von Kälte schließen, bevor man an Crem und Puder denkt.

Hilfe für die erwerbstätigen werdenden Mütter

Das Frauenamt der Deutschen Arbeitsfront bemüht sich vor allem, den erwerbstätigen schwangeren Frauen Erleichterungen zu schaffen. Es fügt sich auf das Gesetz, das allen Schwangeren sechs, mindestens jedoch vier Wochen vor der Entbindung eine Arbeitspause und entsprechende Ruhepause nach der Entbindung zusichert. Häufig scheitert dieser Wille an der Belagerung der werdenden Mütter selbst, die aus finanziellen Gründen die Arbeit so lange als möglich aufrechterhalten wollen, denn die Krankenkasse zahlt bekanntlich in dieser Zeit nur Dreiviertel des Grundlohns. In Fällen großer Bedürftigkeit sorgen die Vertrauensfrauen des Frauenamtes der Deutschen Arbeitsfront, daß der örtlichen Dienststelle des Hauptamtes für Volkswohlfahrt Meldung zugeht. Sobald ein ärztliches Attest vorliegt, daß die Niederlegung der Arbeit aus gesundheitlichen Gründen notwendig ist, wird für die bedürftige Schwangere eine zusätzliche Hilfe aufgebracht.

Hausherrinnen raten einander

Allerhand Waschlaugeinnisse. Waschebene Kleider sind in diesem Jahr sehr beliebt. Man hält sie zu Unrecht für unpraktisch, denn man kann sie durch die Wäsche stets wieder auf „Hochglanz“ bringen. Nachdem die Kleider mit milder Seife gewaschen und gereinigt sind, in lauwarmem Wasser selbstverständlich, legt man dem letzten Spülwasser etwas aufgelöstes Jod und zwei Tafeln aufgelöstes weißes Gelatine zu, wodurch das Kleid Glanz und Seife gewinnt. Man läßt es nur so weit trocknen, daß es sich plätten läßt und macht es dann sofort fertig.

Farben beim Waschen zu erhalten, ist ebenfalls auf die Kunst des Spülens zurückzuführen. Rot und Grün werden durch einen Essig Essig im letzten Spülwasser erhalten, Purpurrot und Violett bleiben frisch, wenn man Soda beigibt, reine Pottasche erhält und frucht schwarze Farben auf reiner Welle her. Frau C. v. E. aus A.

Entkrümpelung der Kleiderstoffe. Wirklich, jahrelang hat man in die Kleiderstoffe nur immer Nässe und Verschleiß hineingestopft. Jetzt weicht sie sich einmal und sperrt. Also: was ist noch brauchbar, was muß fortgeworfen werden? Im Grunde nichts, wie sich herausstellt. Denn was an Pölse, Taft- und Organdystoffen da ist, verwandelt sich in die hochmodernen, eleganten Schleifen, die man jetzt allenthalben trägt und die auch ein weniger modernes Kleid prächtig beleben. Größere Seidenstücke ergeben Aufschläge, bunte Blütentücher für den Bade- und Strandanzug der Tochter,

reizende breite Gürtelschleifen, die die letzten Sommerkleider aufrichten. Die kleinen und kleinsten Seidenstücke aber werden von geschickten Kinderhänden in winzige Schnipsel zerschneiden und ergeben eine Kissenfüllung, wie sie weicher und schöner kaum gedacht werden kann. Vielleicht findet sich auch noch der Rest eines Staatskleides, der sich in eine farbenfrohe Hülle für dieses Kissen verwandeln läßt.

Frau M. A. aus D. Umgang mit frischen Erbsen. Ich habe ein gutes Mittel erprobt, um die frischen Erbsen, die ja eine Köstlichkeit auf dem Tisch sind, in verschiedene Sorten zu teilen: durch ein Sieb mit entsprechend großen Löchern lasse ich die kleinsten und zartesten Erbsen geben, die für Rohkostplatten oder Gemüsebeilagen Verwendung finden sollen, möglichst nicht mit der beliebten Mehlschwitze, sondern in Butter und wenig Wasser, mit etwas Seltzeressig und Jod abgeseiht und in Petersilie geschwenkt. Die größeren werden als Beigabe zu Fleisch gereicht und mit Brühe angerichtet. Köstlich ist auch Suppe aus jungen Erbsen, legiert mit saurer Sahne und mit zarten Grünkohlschoten geziert. Gemüsefäkalien aus frischen Erbsen, Möhrchen und Wurzelnobis, sondern ist nicht mit der massigen Mayonnaise, sondern mit saurer Sahne oder auch nur Zitronensaft und Öl angemacht, als Beigabe zu kaltem Fleisch oder Aufschnitt in der warmen Jahreszeit äußerst zu empfehlen. Frau S. L. aus B.

Kompott im Gasherd?

Die verschiedenen Arten, Früchte zu sterilisieren

Allerhand Winke für die Einkochzeit

Die meist verbreitete Form der Sterilisierung von Früchten, die Hauptarbeit unserer Hausfrauen in dieser Jahreszeit, ist das Einkochen in Gläsern, die man dann in einem besonderen Apparat haltbar macht. Verwendet man genormte Gläser, taßelfreie Gummiringe und Deckel, achtet man sorgfältig darauf, daß keinerlei Feuchtigkeit oder Faser zwischen Deckel, Gummiring und Glasrand liegen, hält man sich an die Vorschrift, daß nur erstklassige Früchte die Mühe des Einkochens belohnen und beachtet man die genauen Rezepte, so kann hierbei schlechterdings kaum ein Unglück geschehen. Die Hausfrau tut allerdings gut, den Boden des Einkochapparates, wenn nicht mit Senf, so mit einer dichten Lage lose zusammengebrachten Zeitungspapiers zu bedecken und auch die Gläser unten noch mit ein wenig Papier zu umwickeln. Das Kochwasser braucht nicht wild zu sprudeln, sondern nur im Kochen zu bleiben. Der gleichmäßige, ruhige Kochvorgang ist für die Früchte vorteilhafter als das heftige Aufwallen. Sobald Perlen in den Gläsern aufsteigen, ist die gewünschte Sterilisierungstemperatur erreicht, die man nun für die vorgeschriebene Zeit durchhalten muß.

Wer keinen Einkochapparat sein eigen nennt,

hat jedoch noch andere Möglichkeiten, sich einen schönen Früchtetvorrat für den Winter anzulegen. Beispielsweise ist da die Brat- oder im Gasherd. Man füllt eine flache Pfanne mit Wasser oder legt sie gut mit angefeuchtem Zeitungspapier aus, stellt die Gläser auf Drahtunterläge hinein und daneben vorsichtig noch ein Schüsselchen mit Wasser zum Verdunsten, damit die Luft im Ofen nicht allzu trocken wird und die Gummiringe nicht brechen. Man beachtet im übrigen die gleichen Vorschriften wie beim sonstigen Sterilisieren, läßt allerdings die Gläser im Ofen abkühlen und achtet durch Regulierung der Ofenwärme darauf, daß keine Flüssigkeit in den Gläsern hochsteigt bis zum Rand. Es genügt jedoch auch, die Gläser auf eine dicke Lage angefeuchteten Zeitungspapiers auf das Badblech zu legen, wenn keine Pfanne vorhanden ist. Selbstverständlich müssen die Gläser fest mit einem Bügel verschlossen werden, das gilt auch für ein einzelnes Glas, das die Hausfrau rasch sterilisieren möchte und der Einfachheit und Sparsamkeit halber auf einer Arbeit- oder Drahtplatte auf offener Gasflamme kocht.

Einkochen mit der Luftpumpe. Ein wenig mühsam ist die Einkocherei schon, und eine Reihe fundiger Techniker hat sich bemüht, den Vorgang zu erleichtern. Welchem dieser bislang bekannten Verfahren Dauererfolg beschieden sein wird, bleibt noch abzuwarten. Da ist das Sterilisieren mit der Luftpumpe. Die Luft zwischen Deckel und Glas wird durch ein kleines Ansaugrohr mit sehr flachem Mundstück, das an einen Schlauch mit Luftpumpe und

Hand- oder Fußpumpe angeschlossen ist, herausgesaugt. Vorbedingung ist hierbei, daß die Früchte zuvor fertig zubereitet und hochendbeiß in die Gläser gefüllt werden, die sich nun wie gewöhnlich mit Ring und Deckel schließen. Ähnlich ist das Verfahren beim Sterilisieren durch Weingeist. Hier setzt man auf die fertig zubereiteten Früchte, die hochendbeiß ins Glas gefüllt werden, ein Rapschen mit Weingeist gefüllt. Man zündet den Weingeist an und schließt das Glas rasch mit Ring und Deckel. Die Flamme verbraucht die Luft zwischen Kochgut und Deckel, und der Gummiring saugt den Deckel fest an, so daß der gewünschte sichere Verschluss geschaffen ist.

Wie lange und wieviel?

Für das einfache Einkochen unserer bekanntesten Früchte gibt es einige Grundregeln, die sich in einer kleinen Tabelle aufstellen lassen.

Früchte	Zucker auf je zwei Pfund	Erhitzungs- dauer
Erdbeeren	200 Gramm	20 Minuten bei 90 Grad
Süße Kirschen	150 Gramm	25 Minuten bei 100 Grad
Saure Kirschen	250 Gramm	25 Minuten bei 100 Grad
Johannisbeeren	200 Gramm	15 Minuten bei 100 Grad
Himbeeren	250 Gramm	10 Minuten bei 75 Grad
Geißelbeeren	200 Gramm	20 Minuten bei 100 Grad

Alle weichen, saftreichen Früchte wie Erdbeeren, Himbeeren, Preiselbeeren können auch ohne Zuaabe von Flüssigkeit sterilisiert werden.

Was wir Frauen wissen müssen

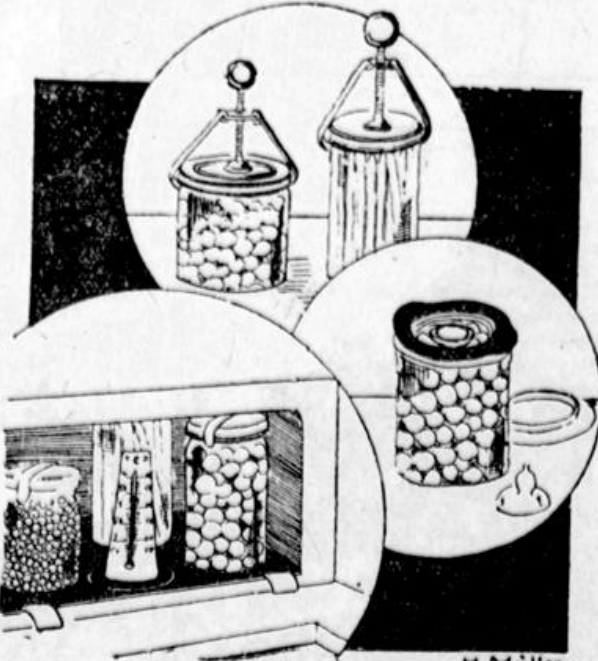
Attuelle Kurzberichte. Zunahme von Heiraten und Geburten. In Deutschland kann man im Jahre 1934 im Vergleich zum Vorjahr eine Zunahme der Eheschließungen um 32 Prozent verzeichnen. Dagegen sind die Geburten im Jahre 1934 im Vergleich zum Jahre 1933 um 17,6 Prozent gestiegen. Damit steht Deutschland bereits an der Spitze. Großbritannien hat nur eine Zunahme der Eheschließungen um 10 Prozent, eine Zunahme der Geburten um 2 Prozent zu verzeichnen. Polen, die Tschechoslowakei und Litauen verzeichnen einen Rückgang.

Frauenmangel auf dem Lande. Das Statistische Reichsamt stellt fest, daß auf dem Lande noch immer Frauenmangel herrscht. Es sind genau 333 000 Frauen, die fehlen, und zwar gerade in den heiratsfähigen Jahrgängen zwischen 16 und 33 Jahren. Angeblich soll die Wohnungsnot auf dem Lande daran schuld sein, daß die jungen Männer vor dem Heiraten zurückschrecken und die jungen Mädchen in die Stadt auf Arbeit ziehen.

Einkochen auf dreierlei Art Das praktische Heim

Nicht immer steht der Haus-

frau ein Einkochapparat zur Verfügung. Nicht immer lohnt es sich auch, diesen Apparat in Tätigkeit zu setzen. Einzelgläser, die man sterilisieren möchte, müssen dann aber ganz besonders gründlich mit Klammer gegen das Eindringen von Luft und Wasser geschützt werden. Man kann auch ohne Kochvorgang Eingemachtes erhalten: Auf die fertig gekochten Früchte wird ein Schälchen voll Weingeist gestellt, der angezündet wird, bevor man rasch Gummiring und Deckel auflegt. Selbst im Gasbraten kann man Gläser haltbar machen, wenn man die Temperatur gut beobachtet, eine Schale mit Wasser dazu stellt und die Gläser wie oben einwandfrei verschließt. Als Unterlage dient eine dicke Schicht angefeuchtetes Zeitungspapier.



Bilder aus aller Welt

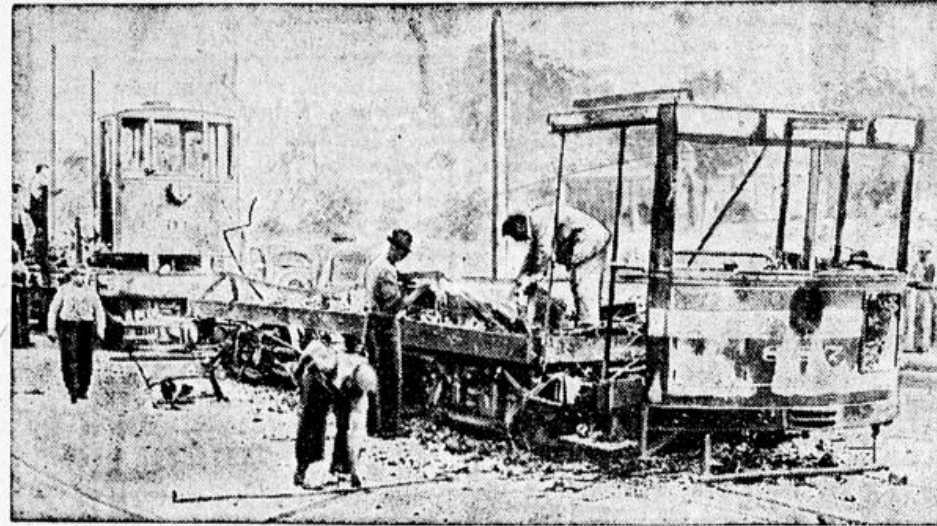
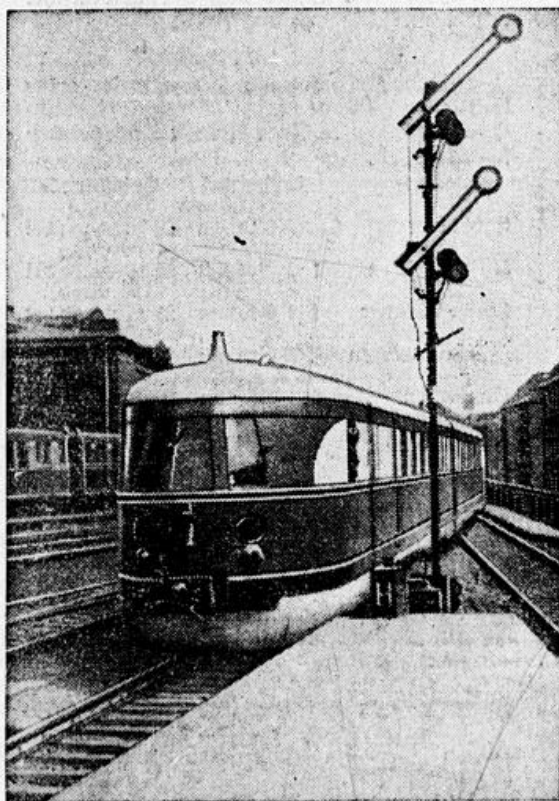
(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro.)



Bild links:
**Die zweite Reichsautobahn-
strecke wird eröffnet.**

Die Teilstrecke München—
Holzkirchen der Reichsauto-
bahn München—Landes-
grenze wird heute durch
den Führer ihrer Bestim-
mung übergeben. Unser
Bild zeigt die Zufahrtstraße
zur eigentlichen Reichsauto-
bahn in Ramersdorf bei
München. Deutlich erkennt
man im Hintergrund die bei-
den Fahrbahnen der Reichs-
autobahn.

Bild rechts:
Allstaatlicher Katholikentag in Prag
Der päpstliche Legat, Kar-
dinal Verdier, überbringt
den Segen des Papstes
zu der Feier des Katholikentages im Prager Stadion.



Vom Streit in Omaha.
Ausgebrannte und zerstörte Straßenbahnen, ein Teil von den schweren Ausschreitungen Streikender in Omaha (U.S.A.).

Bild links:
Berlin-Köln in 5 Stunden und 20 Minuten.
Als neuester dieselelektrischer Schnelltriebwagen der Deutschen Reichsbahn hat jetzt der „fliegende Kölner“ seine Wirtsfahrten zwischen Berlin und Köln aufgenommen. Die Fahrzeit für die 580 Kilometer lange Strecke beträgt nur 5 Stunden und 20 Minuten.

Bild rechts:
Das neue Fünfmarsstück.
Vorder- und Rückseite der neuen Fünfmarsstücke; die Vorderseite der Münze trägt das Bildnis des vereinigten Reichspräsidenten von Hindenburg.



Oberer Reihe, von links nach rechts:

Heiße Arbeit an heißen Tagen!
Ausbesserung der Straßenbede: An heißen Sommer-
tagen eine recht mühevollen Arbeit, die durch den heiß-
flüssigen Asphalt noch erschwert wird.

Zum 125. Todestag der Königin Luise von Preußen.
Am 19. Juli 1810 starb in Hohenziehn in Mecklenburg-
Strelitz die Königin Luise von Preußen, die Gattin von
Friedrich Wilhelm III. Die Königin in Begleitung ihrer
beiden ältesten Söhne. Links der Kronprinz, nachmalig
Kaiser Friedrich Wilhelm IV., rechts Prinz Wilhelm,
der spätere Kaiser Wilhelm I. (Gemälde des Malers
Karl Steffert.)

Kircheneinsturz durch Erdbeben in Württemberg.
Bild in das Innere der Kirche von Kappel unweit von
Bachau, wo durch ein Erdbeben, das in ganz Süddeutsch-
land verspürt wurde, das Querschiff beschädigt wurde.

Unter:
Vor der Kölner Pferdefeier
Die Gespann-Parade im vorigen Jahre.

Zum 40. Geburtstag des Reichsernährungsministers
Am 14. Juli begeht Reichsernährungsminister und
Reichsbauernführer Walter Darré seinen 40. Geburtstag



Spielplatz der Jugend

Schienen wird „der Puls gefühlt“ . . .

Der Arzt des Schienenstranges — So werden 5,58 Milliarden Mark behütet

Die Zeit ist wieder gekommen, da es die Menschen mit dem Fernweh zu tun haben, ihre Wohnungen verlassen und ein paar Wochen in die Fremde wollen. Die Reichsbahn verdoppelt ihren Betrieb, und unablässig rollen die Züge mit den Erholungsbedürftigen durch Deutschland. Unablässig dröhnen die Schienen, dieses riesige Stahlnetz, das das Deutsche Reich bedeckt. Unablässig gleiten die Räder über die schmalen, blühenden Wälder.

Werden die Schienen nicht beschädigt, abgenutzt, verbraucht durch diese Beanspruchung? Wird das Reisen dann nicht gefährlich? Oder kann man die Veränderung der Schienen genau beobachten, diese hunderttausend Kilometer unter Kontrolle haben, daß einem kein Fehler entgeht, der doch den ganzen Zug entgleisen und Hunderte von Menschenleben vernichten kann . . . ? Allerdings wird von der Reichsbahn genau auf die Zuverlässigkeit des Schienennetzes geachtet. Wie, das wollen wir euch zeigen, indem wir euch hiermit zum „Arzt des Schienenstranges“ mitnehmen. Also wandern wir zum Bahnhof.

Wir gehen zu dem D-Zugwagen, der abgekoppelt auf einem Nebengleis steht und auf den nächsten Zug wartet, der ihn anhängen und mitnehmen soll. Er trägt an seiner Längsseite ein Schild mit der Aufschrift „Oberbau-Werkwagen“.

Hier drinnen ist kein Platz für bequeme Reisende, für Postkoffer und Mapptische mit Romanen und anderem Zeitvertreib. Hier ist nur Platz für Arbeit. Ein riesiger glatter heller Raum, angefüllt mit sonderbaren blinkenden Instrumenten auf Tischen, an den Wänden, eingebaut in Nischen und Wölbungen — mit Ziffern und Zeigern versehene „kompakthafte Gebilde, elektrisch leitungen dazwischen, mit Schaltern an den merkwürdigsten Stellen. Telefon zur Lokomotive, Rollen mit beschriebenen Papieren in Art der Fieberkurven —

„ . . . ja, ganz recht, in der Art wie Fieberkurven“, sagt der Herr, der hier zu Hause ist und der meinen staunenden Blicken folgte, „und dieser ganze Wagen ist eigentlich das fahrendeprechzimmer des Schienenstranges. Alle diese Instrumente sind dazu da, um den Gesundheitszustand der Schienen zu untersuchen, um das Wohlbefinden des Oberbaues zu beobachten. Bedenken Sie, daß das Rattern der Räder nicht nur das Publikum während desfahrens stört, viel lästiger ist es den Schienen selbst. Schiene ist ja nicht an Schiene festgeschweißt, sondern um sich in Risse zusammenziehen und in Wärme ausdehnen zu können, wurde beim „Schienenstoß“ ein geringer Raum freigelassen. Der

Auch, den die Schienen nun erleben, wenn D-Züge in rasender Geschwindigkeit, wenn schwere Güterzüge mit ihren tausend Rädern Tag und Nacht darüber weglaufen, dieser Ruck geht selbst eisernen Schienen auf die Nerven.

Als diese Drogen von Meßapparaten, die Sie so verwirren, sind angefertigt, um die Schienen in der Arbeit zu prüfen. Während der Zug darüberläuft, können wir mit verschiedenen schreibenden Apparaten beobachten, in welcher Art die Schienen auf die Erschütterungen reagieren. Hier ist ein Apparat, der Durchbiegungen der Schienen aufzeichnet, dieses Instrument stellt fest, ob beide Schienen in gleicher Höhe liegen, hier werden die Gleichrichtungen beaufsichtigt, und dort dieser Polyzist aus Messing stellt fest, ob auch die Schienen immer gleichen Abstand haben.“

„ . . . Die Hauptsache ist dem Auge des Beobachters verborgen, nämlich die Verbindung mit den Vorrichtungen zwischen den Rädern, festlich der Schienen und zwischen den Achsen. Da sind prüfende Gleitschienen, die zwischen den Rädern befestigt — an der Innenseite der Schienen entlanglaufen, um die Spurweite festzustellen, da sind Träger an den Außenachsen, die jeden Stoß auffangen und die Senkungen der Schienen messen. Die Gleichrichtung wird mittels eines Kreiselkompasses beobachtet . . .“

„Nun, hier im Wagen. Wir fertigen dann Lichtpausen von den Registrierstreifen an, die an die Direktionen versendet werden, von denen dann die Reparaturen ausgehen. Nach Beendigung jeder Weisfahrt werden die Lichtpausen abgeschickt. Ist dann die Reparatur beendet, so wird der Registrierstreifen in die Maschine gespannt, die Strecke wird nochmals befahren.“



(Schertl-Bilderdienst.)

Seines Kriegserlebnis

Singende Haubenlerche

Von Franz Schauweder

Unser Schützengraben lief mitten durch ein sommerliches Stoppelfeld, das von Feldveilchen, Widen, spannenhohen Gräsern, krautem Getraut, bunt und blühend bis an den Himmelstrand lag.

Dort stand ich eines dämmernden Morgens auf Posten, den Blick durch die Enge der Schützengraben in die grüne Weite nach drüben gerichtet, wo eine dünne lange Schlange den gewundenen Leib faul und schlafend regungslos ins Feld gelegt hatte: der feindliche Graben. Kein Schuß fiel. Die ersten Vögel regten sich, und ihr verschlafenes Trillern klang hier und dort aus dem morgengrauen feuchten Feld empor. Plötzlich schwirrte etwas neben mir auf und warf wirbelnde Triller wie eine Handvoll Blüten in die kühle Luft.

Neugierig und vorsichtig sah ich zur Seite. Da lag mein Gewehr in der Schützengraben, und auf dem blühenden Schloß sah eine Haubenlerche, den Hals gebückt, die feinen Federn gestäubt unter dem Sturm der Äste, das Köpfchen zurückgebogen. Der zierliche Haubenkopfschopf zitterte leicht mit, und mit halbgeschlossenen, luftfunkelnden Augen schmeitete sie mit aller Kraft sorglos alles hinaus, was ihr die kleine Brust erfüllte und bebrängte. Besessam gab ich meinen Nebenleuten ein Zeichen. Über sie sahen schon längst mit vergnügten Mienen und blühenden Augen heimlich nur nach dem singenden Vogel; nach dem Feinde sah keiner.

Die Lerche schwieg und begann von neuem, schwieg und begann wieder.

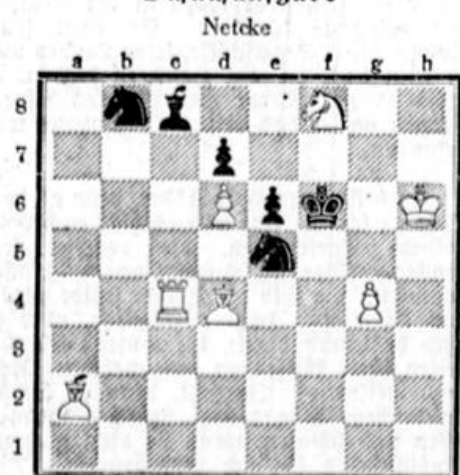
Vielleicht ragte ein Helm über den Grabenwall, vielleicht hatte dort drüben jemand etwas Verdächtiges gehört — plötzlich knallte hart und scharf ein Schuß, und die Lerche fuhr laufend und dumpf in den Wall, drei Handbreit neben dem Vogel. Der Sand stäubte hoch auf und übersprühte mit einer Wolke die Lerche. Allesamt zuckten wir mit den Köpfen unter den Mänteln, und die Lerche flog schreiend und singend steil in die Luft.

Dieses winzige Erlebnis ist uns noch lange durch die Seele gegangen und hat in all seiner unbewußten Gegenfährlichkeit selbst für die gedankentümpften Leute einen tiefen Sinn gewonnen, der uns noch später ganz unvermittelt gepackt hat. Wir hat sich dies unbedeutende Geschehen im gewaltigen Ereignis der Zeit förmlich eingebrennt und ist vor mir aufgetaucht plötzlich — mitten im Trübel der Großstadt oder der Gesellschaft, in den Schmerzen und Schreden der Feldblazette und auf einsamen Spaziergängen: Die singende Haubenlerche auf dem Gewehrstoß und der staubverfende Augeneinschlag.

In den Urwäldern der Pripjettümpfe war der Mensch für die wenigen Vogelarten, die es dort gibt, eine ungewohnte Gattung zweibeiniger Tiere mit seltsam schlotternder Haut und von großer Schwerefüßigkeit und Dummheit.

Da gab es einen dunkelbräunlichen Zwerg mit rotgepuppten Flügeldecken, der ununterbrochen auf den Beinen und Flügeln und auf der Gehjaag nach Mücken war. Er hatte es bald heraus, daß die Mücken sich gern zu Menschen und Vögeln finden, und so geschah es denn oft, daß einem plötzlich solch Amirps haarscharf an der Nase vorbeisagte und im Flug eine saugende Mücke vom Sinn wegschnappte. Wies man dann stehen und verhielt sich lautlos und unbeweglich, so flog einem das Tier auf den Kopf, die Schultern, ja, auf den ausgestreckten Finger, wo es rubig sitzenblieb und einem mit schiefem Köpfchen und blauen Augen forschend ins Gesicht sah, ob dort nicht eine Mücke zu schnappen sei. Ich habe stundenlang mir so die Zeit mit diesen Tieren vertrieben und mich so verloren in dies unfrierende Spiel, daß ich mich am Ende, wenn der Vogel plötzlich einem Kameraden zusagte, erst befinden mußte, wo ich überhaupt sei. Der Krieg war dann eine ganz seltsame Wirklichkeit.

Schachaufgabe



Matt in drei Zügen

Kontrollstellung: 13 Figuren. Weiß (sieben Figuren): König h6, Turm e4, Läufer a2, d4, Springer f8, Bauer d6, g4. — Schwarz (sechs Figuren): König f6, Springer b8, e3, Läufer e8, Bauer d7, e6.

Rätselaufgabe

Gern bezahst du mich, sag's offen, Doch du fürchtest mich, zu hoffen; Mancher hat mich schon getroffen.

Vieles ist in mir enthalten, Und die Reuen, wie die Alten, Sich um mich den Kopf zerpalten.

Manche glauben mich am Ende, Ich bin eines Geistes Ende, Mancher hätte Schmutz der Hände.

Mancher hat mich sich zum Leide, Ich bin manches Forderers Deute, Mancher kasse Eingeweide, Findet mich im Rufenbrunnen, Ist in Gläsern auch und Tonnen — Hat' mich, hast du mich gewonnen!

Silbenrätsel.

Aus den Silben
a — ber — beih — era — da — dau — de —
de — doli — e — el — el — es — sen — frie —
ga — ge — gen — ips — ling — fus —
le — li — les — lin — lum — march — mas —
me — mer — nach — ne — nan — nau —
ni — nor — pe — ra — re — re — so — sel —
si — ta — te — tis — tiv — tor — tri —
ue — ve — wich

Sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide fortlaufend von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. (Einmal 4 ein Buchstabe.)

1. Sandwerfgeschilfe
2. Vortor von Berlin
3. berühmter Chirurg
4. Wasservogel
5. Verteidigungskrieg
6. plastische Darstellung
7. Dichtungsgefäß
8. Antikstadt im bad. Kreis
9. Hauptstadt von Syrien
10. deutscher Maler und Holzschneider
11. männlicher Vorname
12. Kirchenfest nach Pfingsten
13. Stadt in England
14. Gefäß
15. Gegenteil von positiv
16. Gefährte des Odysseus
17. Mutter des Täufers Johannes
18. Vornamen
19. Stadt in China

Magisches Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten waagrecht wie folgt: 1. europäisches Reich, 2. sagenhaftes Schiff, 3. männlicher Name, 4. schädlicher Schmetterling, 5. Zeichen, 6. Prophet, 7. das gesprochene Wort, 8. Körperreiß, 9. Schlusswort, 10. Stadt in Italien, 11. griechischer Buchstabe, 12. Wasserbeden, 13. Buch von Gustav Kretschmar, 14. lateinische Bezeichnung für niemand, 15. orientalisches Titel, 16. Nichtsnut. Die Diagonale A-B nennt eine Stadt in Norwegen.

Warum wohl?

An der Ostsee werden, um den starken Ferientourismus von Berlin bewältigen zu können, Leerzüge angefordert. Von Berlin gehen mit vierstündigem Zwischenraum zwei Züge ab. Die Züge kommen nach der gleichen Fahrzeit an, sie fahren unter den gleichen Bedingungen und waren gleich schwer. Obgleich auch die Lokomotiven tabellenmäßig den gleichen Kohlenverbrauch haben sollen, hat die Lokomotive des letzten Zuges doch fast die doppelte Kohlenmenge gefressen. Warum wohl?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe.

Lösung: Dame e2 — d2.

1.) . . . Dame a1 — e5; 2.) Dame d2 schlägt h6 matt.

1.) . . . König f6 — e5; 2.) Dame d2 schlägt d6 matt.

Verrechnet

Wenn der Goldarbeiter an Stelle der von ihm errechneten fünf Glieder nur vier Glieder zusammenfügen will, dann muß er einen der sechs Kettenstücke in seine vier Glieder zerlegen. Die vier geöffneter Glieder werden nun als Verbindungsstücke verwendet, indem jedes der vier freien Glieder je zwei Endglieder der übrigen fünf Kettenstücke verbindet. So brauchen in Wirklichkeit nur vier Glieder geöffnet und geschlossen werden.

Silbenrätsel

1. Kraft, 2. Monzo, 3. Rosendorf, 4. Trient, 5. Anhang, 6. Geu, 7. Röhricht, 8. Götting, 9. Renette, 10. Frankreich, 11. Anlehn, 12. Lammgänger, 13. Ezeugen, 14. Rührung, 15. Ural, 16. Frau, 17. Kornisse, 18. Nostod. — Ein tiefer Haß kocht oft zu heftigem Blut.

Kreuzworträtsel

a) 1. Enat, 2. Soga, 9. Kato, 10. Arab, 11. Emin, 12. Hebe, 13. Leer, 14. Afen, 15. Kar, 17. Wandfäse, 23. Ode, 24. Eld, 25. Feig, 27. Ring, 28. Alge, 29. Afa, 30. Meer, 31. Leer
b) 1. Efel, 2. Name, 3. Arde, 4. Konrad, 5. Sahara, 6. Ares, 7. Gabe, 8. Ahen, 16. Alt, 17. Bolan, 18. Ahele, 19. Reige, 20. Reife, 21. Linte, 22. Ebaat, 26. Ger, 27. Rat.

Amüsante Geschichten

Der Arzt ohne Hemd

Im südlichen Teil des Hannoverschen ereignete sich vor 50 Jahren folgende Episode.

Der Bauer Blant aus einem etwas entlegenen Dorfe fühlte sich seit längerer Zeit leidend. Nachdem er vielerlei Hausmittel versucht hatte, ohne eine Besserung zu verspüren, wurde ihm geraten, den alten Sanitätsrat Dr. M. in dem einige Wegstunden entfernten Städtchen aufzusuchen. Der Bauer machte sich denn auch eines Tages sehr frühzeitig auf den Weg und kam in der Stadt an, als die Sprechstunde des Arztes noch nicht begonnen hatte. Durch einen Zufall geriet Bauer Blant an das Wartezimmer direkt in das Sprechzimmer des Sanitätsrates, wo dieser an einer Ecke ein aufrechtstehendes menschliches Skelett aufgestellt hatte. Der Bauer blickte sich ein wenig befangen in dem Zimmer um und entdeckte plötzlich das Skelett. Krebdebleich und fast zu Tode erschrocken drückte er sich lautlos aus dem Sprechzimmer und der Wohnung des Arztes.

Zu Hause angekommen, wurde er doch so ernstlich krank, daß man wenige Tage später den Sanitätsrat zu dem Bauern rufen mußte. Der Arzt sagte sein Kommen für denselben Tag zu, und als seine kleine Kutsche auf den Bauernhof rumpelte, starrte der Bauer ängstlich zur Tür. Als jedoch der Sanitätsrat wenige Sekunden später mit der Frau des Bauern ins Zimmer trat und seinen Puls fühlen wollte, wehrte er ängstlich ab:

„Wieso mit drei Schritten zum Tode, ich bewillige Euch vor ein paar Tagen wohl sein, als Ihr noch kein Hemd anhabt!“

Als sich die Verwechslung mit dem Skelett nach einiger Zeit auflöste, hat man seinerzeit in der Gegend viel über diese Geschichte gelacht.

Unschlissbares Mittel.

„Herr Doktor“, sagte eine junge Dame, „ich habe gehört, die Sommerprossen sollen verschwinden, wenn man Gurken isst. Ist das wahr?“

„O ja, doch nur unter einer gewissen Bedingung“, antwortete der Doktor.

„Und die wäre?“

„Daß die Sommerprossen auf den Gurken sitzen!“

„A dem großen Rieser Straßentrennen...“

„Rund um Nieser“ kam der Sieger Strupp zu seiner Großmutter.

Die Großmutter erschrak:

„Junge, Junge, wie siehst du denn aus?“

Strupp atmete erschöpft: „Ich habe den Rieser Reford gebrochen!“

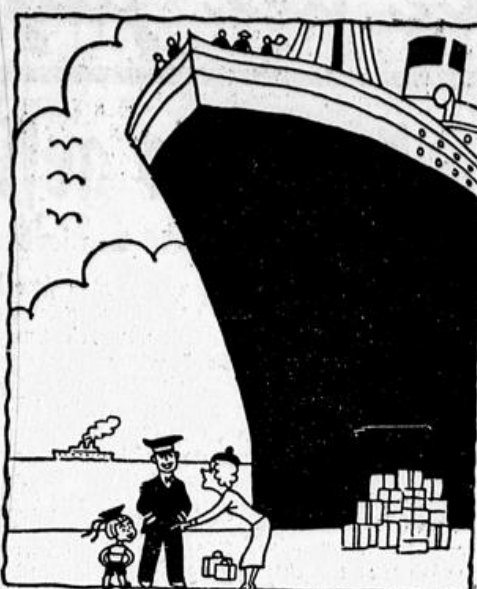
Schimpfte das Großmutterchen: „Was fröhst du auch alles in dich hinein, was dir nicht bekommt!“

Reisezeit



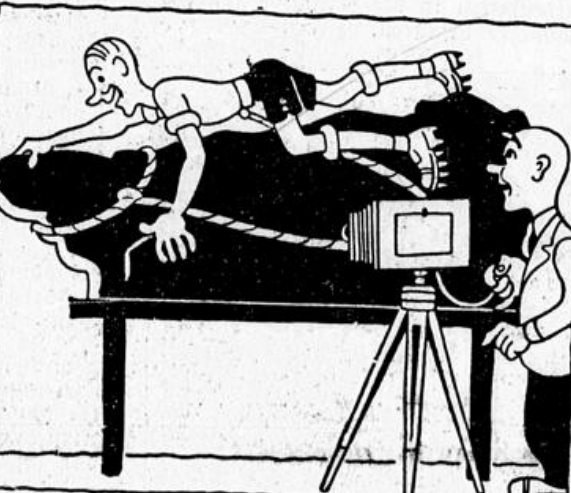
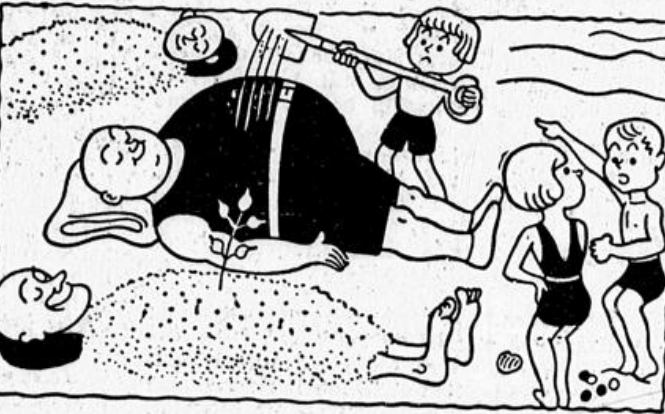
„Ist das hier der berühmte Kurort für Rheumatismus?“

„Ja können Sie ganz sicher sein, hier habe ich mir meinen auch geholt!“



„... und dann Herr Kapitän, wenn mein Junge Sie bittet, ihn das Schiff steuern zu lassen, erlauben Sie es auf seinen Fall!“

„... und dann Herr Kapitän, wenn mein Junge Sie bittet, ihn das Schiff steuern zu lassen, erlauben Sie es auf seinen Fall!“



Wie das Photo von Dittos tollkühner Kletterpartie entstand.



Zeichnung: Krusch

Man lacht!

Von Jo Hanns Köster.

Paul pröpt: „Baderewitz ist mein Milchbruder!“

„Baderewitz? Das ist doch unmöglich! Baderewitz ist doch in Polen geboren und du in Birna!“

Paul nickt: „Stimmt. Aber wir wurden beide mit der Kondensmilch der gleichen Firma ernährt.“

„Umso brecht sich neuerdings seine Zigaretten selber.“

„Kommt er so billig?“

„Das nicht. Aber der Arzt hat ihm Bewegung verordnet.“

Ramfies ist Rechtsanwält.

Ramfies kommt vorwärts.

„Gestern hat er schon seinen ersten Prozeß gehabt.“

„Wirklich?“

„Ja. Sein Schneider hat ihn verklagt.“

Anton fragt seinen Arzt:

„Sind Fische gesund?“

Der Arzt antwortet:

„Ich nehme an. Bei mir wenigstens hat sich bis jetzt noch keiner behandelt lassen.“

Max starrt einem Mädchen ins Gesicht.

„Sie erinnern mich an die Eisenbahn in Österreich.“

„Wieso, mein Herr?“

„Die österreichische Eisenbahn hat auch so alte Züge.“

Sandwich ist Vater geworden.

„Gratuliere! Ein Knabe?“

„Nein.“

„Ein Mädchen?“

„Erraten!“

Seine Ansicht.

„Herr Schwarz und Fräulein Grün haben elf Jahre zusammen verheiratet; nun sind sie endgültig auseinander. Was sagst du dazu?“

„Was ich dazu sage? Was lange währt, wird endlich gut!“

Darum.

„Der Herr dort trägt ja die Nase furchigbar hoch.“

„Darf er auch; er hat nämlich den längsten in den letzten 25 Jahren festgestellten Bandwurm gehabt.“

Verteidigung.

Mutter: „Du mußt nicht so oft in den Spiegel sehen, Elster; kleine Kinder dürfen nicht eitel sein.“

Elster: „Ich bin auch gar nicht eitel, Mutter; ich schaue bloß nach, ob ich noch da bin.“

Wald Feld und Heide

Helsen — aber mit Verstand

Mißverständnisse Tierliebe. — Vermeintliche Findelkinder.

Hunderte von Jungvögeln, zahlloses Jungwild kommt in diesen Wochen ums Leben — nicht durch die Grausamkeit der Natur, sondern durch die Hilfsbereitschaft der Menschen.

Da ist der halbflügelige Vogel, der von mitleidigen Kindern entdeckt und „vom Untergang gerettet“ wird — da ist der Jungbär, der einsam unter einem Busch hockt und den tierliebenden Menschen sorglich mit nach Hause nehmen — da ist das Älch einsam im Unterholz, das den Menschen hilflos anhängt, das er unter seine Obhut, will sagen zu sich nimmt.

Die Tierliebe des Stadtmenschen hat gewiss etwas Rührendes. Aber warum müssen die Tiere darunter leiden? Denn von all diesen mitleidsvoll aufgenommenen Tierkindern überlebt nur ein ganz kleiner Bruchteil die „Pflanz“, die die Menschen ihnen zuteil werden lassen. Und es hat auch wenig Sinn, hier weitere Anweisungen über Aufzucht und Pflege zu geben. Es kann nur immer wieder betont werden: all diese für verwahrloste angesehenen Kleinen sind ja gar nicht verloren und dem Untergang geweiht! Zahlreiche Vögel, darunter unsere bekannte Schwarzdrossel, der Star usw., verlassen ihr Nest schon, bevor sie flügge sind, hüpfen im Gras und Gebüsch herum, werden von den Eltern betreut und gefüttert und finden auf den ersten besten Augenblick wieder ins Nest zurück.

Das junge Älch, der Jungbär, die sich ängstlich vor den Menschen ins Gras

drücken — sie sind ja gar nicht von der Mutter verlassen. Nur auf Augenblicke ist die Mutter verschluckt von den Menschen, hat ihr Junges hier verborgen und lockt es dann, wenn die Luft wieder rein ist von der gebähten Menschenvitterung, leise wieder zu sich. Das kleine Füchlein, das so vereinsamt sich zwischen die Wurzeln duckt, wurde nur auf kurze Zeit von der Mutter verlassen, die auf einen Reizezug ging. Es ist weder einsam noch hilflos, und der verständnisvolle und ach so wohlmeinende Mensch tut ihm mit seiner Sorgfalt und seinem ganzen Mitleid nur Schaden an.

Abgesehen davon ist es überhaupt streng verboten, sich irgendwelches Wild in irgendeiner Art anzueignen. Liegt wirklich der Verdacht vor, daß das Muttertier einem plötzlichen Tod zum Opfer gefallen ist, und will man für das Junge sorgen, dann ist der einzig vernünftige und auch rechtliche Weg der, den zuständigen Förster zu benachrichtigen, der weiter für den kleinen Kümmerling sorgen wird und instandsetzt, ihm sach- und sachgerecht die geeignete Pflege angedeihen zu lassen. Selbst bei dem Betrachter der Tierkinder, die man in Wald oder Feld aufstöbert, sei man vorsichtig. Zahlreiche Arten gibt es, die ihre Jungen, an denen sie den Menschengeruch wittern, verlassen. Auch die Großtrappe, eine unserer seltensten schönen Vogelarten, die dank vernünftiger Naturschutzgesetze wieder langsam anfängt, sich zu vermehren, läßt ihr Gelege im Stich, wenn sie aus der Ferne mit scharfen Augen beobachtet, wie Menschen sich daran zu schaffen machen. Der Storch ist ebenfalls sehr empfindlich gegen menschliche Einnischung in seine häusliche, trotzdem er zutraulich inmitten der Menschen nistet.

Ein Landhaus unterwegs ..

Reise und Verkehr am Scheidewege. — Das Meisterstück des Bastlers.

Nachdem man über die Postkutsche hinweggekommen war, sah man die Zukunft auf den Schienen liegen und die Landstraße umwob ein Schimmer von Romantik, der jede wirtschaftliche Bedeutung untergrub. Aber das Blättchen wandte sich, der Motor puffte mit Benzinwolken die Romantik in alle vier Winde und eine Weile zwar es zweifelhaft, ob Schienen oder Landstraßen zu den Hauptschlagadern der Wirtschaft gehören.

Heute scheint diese Frage eindeutig zugunsten der Landstraßen entschieden. Auf ihren 280 000 Kilometern rollen die Lastwagen in langen Zügen dahin, sausen die großen und kleinen Autos der Geschäfts- und Vergnügungsreisenden, rattern Motorräder und Fahrräder, wandern Scharen deutscher Jugend. Ihrer Vorzüge sind viele, und lange Listen von Statistiken beweisen ihren Triumph über die Schienenwege, auf die wir einstmalig so stolz waren.

Einen großen Teil hat die Umstellung des privaten Menschen dazu beigetragen, die Landstraßen an Bedeutung gewinnen zu lassen. Die Bestrebung, auf eigene Faust sich die Natur zu erobern, die den Menschen Unabhängigkeit von festgelegten Terminen und dem Gedränge in der Bahn wünschenswert erscheinen ließ, schuf aber nicht nur der Straße Geltung, sondern fand neue Möglichkeiten des Fahrzeuges überhaupt und erschließt immer neue Bequemlichkeiten dieser unabhängigen Art zu reisen.

Warum soll man seinen Wagen mit Gepäcksstücken beladen, warum soll man sich an das pünktliche Eintreffen in Hotels binden, da man doch so unabhängig wie möglich sein will? Man will sein eigener Herr sein, ganz wie zu Hause und — nun ja, warum nicht? — man nimmt einfach ein ganzes Haus mit und macht es sich darin gemütlich. Anfänger versuchen es mit dem Zelt, aber mozu ist der Deutsche der geborene Bastler? Er baut seine Karuss, seine Segelschiffe, seine Lauben und er fing auch an, ein Haus zu basteln, er setzte es auf Räder und hing es seinem Wagen an — das reisende Landhaus war erfunden.

Es besteht nur aus zwei Rädern, denn es darf nicht zu schwer sein, und es gibt auch politische Vorschriften, die beachtet sein wollen. Aber in seinem Innern ist alles komplett. Da sind die Wände solide genug, um Kälte und Hitze abzuhalten, aber sie sind hohl und bereit, die tausend Kleinigkeiten ihrer Reisenden aufzunehmen. Mehrere Reisende? Jawohl, denn es können in solchem Wagen drei Deutschen wohnen, essen und schlafen, wenn sie nicht allzuviel Auslaufplatz für sich beanspruchen. Drei Couches können Platz finden, zwei sind sowieso fest an beiden Wänden eingebaut. Eine kleine Schnellküche erlaubt warmes Essen zu jeder Tageszeit, eine mitgeführte Markise nebst Stangen und Latten schafft einen Verandaanbau beim Lagern, den man sich schattig nicht denken kann, und das gewohnte Dach, dessen beide Schnittseiten sich durch eine Klappe öffnen lassen, erlaubt im Innern des Wagens der frischen Luft ungehinderten Durchzug.

Fabrikmäßig ist es noch nicht zu haben, das reizende Landhaus. Und es kann auch genormt, standardisiert, über einen Zeilen nicht entfernt so bebaglich, den persönlichen Bedürfnissen liebevoll angepaßt sein wie ein selbstgebasteltes — ein Meisterstück der Bastellei.